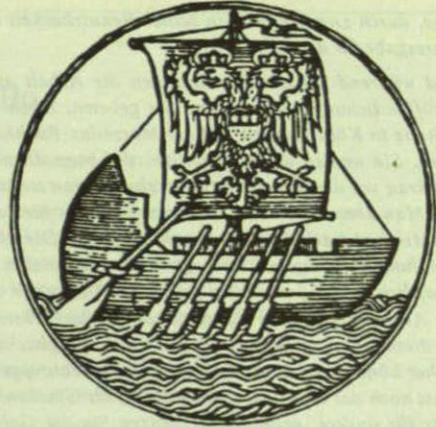


ALT-KÖLN



G 20347 F

Mitteilungen des Heimatvereins Alt-Köln · Nr. 93 · Juni 1994



UB - Köln
173
5025

Liebe Mitglieder und Freunde des Heimatvereins Alt-Köln!

Vor kurzem haben Sie, soweit Sie Mitglieder sind – genauer gesagt: sogenannte Erstmitglieder sind, die den vollen Beitragssatz zahlen –, den Gutschein für das Buch »Von der Reichsstadt zur Großstadt« von Joseph Klersch erhalten. Nach vier kölschen Büchern, »Der Ohm Will« von Wilhelm Räderscheidt, »E Stöck vum ale Kölle« von Peter Berchem und den beiden Bänden »Kölnisches Vortragsbuch« und »Altfränsche Lück« von Wilhelm Schneider-Clauß, haben wir wieder einmal ein hochdeutsches herausgebracht, einen veritablen Beitrag zur kölnischen Geschichte. Wer dieses Buch gelesen oder gar durchgearbeitet hat, weiß viel von den großen Änderungen, die sich in Köln zwischen 1794, dem Jahr, »als die Franzosen kamen«, und 1860 vollzogen haben. Joseph Klersch, der einunddreißig Jahre lang Vorsitzender unseres Vereins war, hat diese Entwicklungen in großen Zügen und mit vielen Einzelheiten dargestellt. Sein Buch, in schmucker Neu-Aus-

Unser Veranstaltungskalender

- Sa 2. 7. Messe mit kölscher Predigt in St. Kunibert
- Mo 12. 9. »Hans Friedrich – Puppenspieler«
- So 18. 9. Studienfahrt nach Schleiden und Hellenthal
- Sa 22. 10. »Kumede«-Premiere »Butz widder Butz«
- Mo 24. 10. Vortragsabend im Belgischen Haus
- Mo 14. 11. Unser kölscher Liederabend im »Sartory«

Grete Fluss: sie starb am 25. Juli vor dreißig Jahren

gabe, durch zwei Register in seiner Benutzbarkeit erhöht, gilt als Jahresgabe für das Jahr 1993.

Und während für den Vorsitzenden die Arbeit an der nächsten Veröffentlichung beginnt, sind Sie gebeten, Ihren Gutschein, soweit Sie in Köln wohnen, bei der Marzellus-Buchhandlung einzulösen. Sie werden dann feststellen, daß man dieser einen großen Baukran vor die Nase gesetzt hat, so daß man sie kaum wiederfindet. Man kann sich leicht ausmalen, was das für den Inhaber, unser Mitglied Karl-Heinz Junczyk, bedeutet. Die Marzellus-Buchhandlung ist unserem Verein nun schon seit vielen Jahren freundschaftlich verbunden, indem sie die Einlösung der Gutscheine und die Aushändigung der Jahresgaben für uns übernimmt. Zahlen Sie diese Freundschaft bei Ihrem Besuch mit gleicher Münze heim. Sicher können Sie über Ihr Exemplar der Jahresgabe hinaus auch sonst noch das eine oder andere Buch, als Geschenk für sich selbst oder für andere, gebrauchen. Nutzen Sie die Gelegenheit, einen kleinen Vorrat anzulegen.

Lassen Sie mich für heute schließen mit der Nachricht, daß unser Mitglied Albert Vogt sich langsam von den Nebenwirkungen seiner schweren Operation erholt, so daß wir guten Mutes sind, im nächsten Heft von »Alt-Köln« die Wiederaufnahme der Reihe »B. Gravelotts kölsche Stadthistorcher« für den Monat Oktober ankündigen zu können.

In diesem Sinne wünsche ich Ihnen einen sonnigen Sommer. Es wäre schön, wenn wir uns bei einer der nächsten Vereinsveranstaltungen wiedersehen.

Ihr Heribert A. Hilgers

Einladung zu unseren Veranstaltungen

Samstag, 2. Juli 1994, 18.00 Uhr in der Kirche St. Kunibert:
Messe »Dem Här zo Ihre« mit kölscher Predigt von Pfarrer Wolfgang Kolzem, St. Elisabeth, Opladen

Unser traditioneller Gottesdienst »Dem Här zo Ihre« mit kölscher Predigt findet in diesem Jahr, wie bereits angekündigt, in der erst vor kurzem durch den Wiederaufbau von Turm und westlichem Querschiff wiederhergestellten Kirche St. Kunibert statt. Mit der Gemeinde feiern wir die Vorabendmesse zum Sonntag. Die kölsche Predigt hält Pfarrer Wolfgang Kolzem von St. Elisabeth in Opladen.

In Heft 92 von »Alt-Köln« haben wir St. Kunibert durch den Abdruck des Gedichts »Kölnische Verkündigung« aus der »Kölnischen Lese« von Heinrich Roggendorf gehuldigt, in diesem Heft folgt das Gedicht »Ne kölsche Don Camillo«, in dem Hein-

Paffrath einen Pastor von St. Kunibert zu Ehren bringt, und in Heft 94 soll vom »Kunibäätspötzeleed« die Rede sein.

St. Kunibert ist eben nicht eine beliebige von vielen Kirchen in Köln, sondern eine, die die Kölner in ihr Herz geschlossen haben. Das sollte sich auch am 2. Juli zeigen.

Montag, 12. September 1994, 19.00 Uhr im Belgischen Haus:
»Hans Friedrich, Puppenspieler« – ein Abend mit dem langjährigen »Besteva« des Kölner Hännischen-Theaters

Fast genau vor vier Jahren, am 10. September 1990, war Grete Zimmermann, die »Marizzebill« vom Kölner »Hännischen«, bei uns zu Gast. Vielen wird dieser Abend noch in guter Erinnerung sein. Seither war es unser Wunsch, in ähnlicher Weise Hans Friedrich zu uns einzuladen. Als »Besteva« war er lange Zeit der direkte Partner von Grete Zimmermann. Als seine Stärke galt die kunstvolle Puppenführung; man erzählt, daß er, wenn es um besonders schwierige Aufgaben ging, bei mancher Puppe die Stabführung übernommen hat, der einer seiner Kollegen die Stimme lieh. Aber Hans Friedrich, bisher das einzige Ehrenmitglied des Fördervereins der Freunde des Kölner Hännischen-Theaters, hat auch in anderen kölschen Bereichen seine Erfahrungen und seine Verdienste, zum Beispiel im Fastelovend. So wird er viel zu erzählen haben.

Der Eintritt ist frei; zum Ausgleich für die dem Verein entstehenden Kosten bitten wir am Schluß der Veranstaltung um eine Spende.

Sonntag, 18. September 1994, 9.00 Uhr, Treffpunkt Theodor-Heuss-Ring:
Studienfahrt in die Eifel nach Schleiden und Hellenthal

Unsere diesjährige September-Studienfahrt ist bereits in Heft 92 von »Alt-Köln« mit allen Einzelheiten angekündigt worden. Dieser Ankündigung ist, was das Organisatorische betrifft, nicht mehr viel hinzuzufügen, außer, daß die Rückkehr nach Köln für etwa 19.00 Uhr vorgesehen ist.

Unser erstes Ziel ist die Stadt Schleiden, gelegen zwischen Olef und Dieffenbach. Alle älteren Bauten bis auf Burg und Vorburg wurden bei einem großen Brand 1603 zerstört. Die Erhebung zur Stadt erfolgte erst 1857, also in preußischer Zeit. Die damals von wohlhabenden Bürgern errichteten Gebäude sind überwiegend den Zerstörungen der Kriegszeit und den Planungen der Nachkriegszeit zum Opfer gefallen. Freilich sind auch in neuerer Zeit sehenswerte Fachwerkhäuser errichtet worden. Vor allem aber bleibt das Schloß, zu dem die schon um 1200 erstmals erwähnte Burg 1726 umgebaut wurde, mit der um 1520 als spätgotische Hallenkirche errichteten Schloßkirche. In ihr findet sich

Ne kölsche Don Camillo

En Kunibäät wor ne Pastur,
En richtge Speckbunn¹⁾ vun Figur,
Dobei, hä hatt e ech kölsch Hätz
Un wood em Veedel huh geschätz,
Wor irgendwo ne Minsch en Nut,
Do ging hä hin met Geld un Brut,
Holf, wo hä kunnt, ov Mann ov Wiew,
Gov rack²⁾ et letzte Hemb vum Liev,
Blos wat hä nit verdrage kunnt:
Wann einer vill em Weetshuus stundt.

No wor dä Jupp, wann och beschränk,
Jedoch en ganz versoffe Senk,
Dä stunk ald morgens noh Schabbau,
Bis ovens wor hä meeschtens blau,
Dä daach: »Die Godheit kann jet notze,
Denn ne Pastur hät secher Botze,
Die hä nit bruch un avgelaht,
Su'e Bötze wör för mich apaat.«
Stallt sich dröm vör Pastur sing Döör,
Sung däm e Jömerleedche vör.

No wor däm Här die Litanei
Vun der versoffe Senk nit neu,
Hä kannt dä Jupp, och däm sing Sorge,
Denn bal an jedem Sonndagmorge
Sohch hä dä Jupp em Weetshuus ston
Statt eimol en de Kirch zo gon,
Dröm saht hä för dä Jupp ganz drügg:
»Ming Botze sin jet wick för Üch,
Denn Ühr Fatzung, sit mer nit kott,
Hät keine Buch un och kein Fott.

Och eß ming letzte Botz op Walz.³⁾«
Un daach: »Dä häß du got vum Hals.«
Doch dä Pastur hatt sich verdon,
Dä Jupp blevv wie ne Flabes⁴⁾ ston
Un dät, als hätt hä nit gehoot,
Wobei dä noch molästig⁵⁾ wood.
Dat wor däm Här no doch zo bunt,
Dä söns bestemmb ene Spaß verstundt,
Doch jitz sohch hä dat fing zo drihe,
Dä Kääl blos flöck vum Hals zo krige.

Un ohne lange Üvverläg
Saht hä zom Jupp: »Ehr kutt mer räch,
Ühr Litanei hät jet genotz,
Ich han beim Schnieder noch en Botz,
Die Ehr villedich noch drage künnt,
Doch dä wonnt hinger Bocklemünd
Un nor zwei Stündcher knapp zo Foß,
Bestellt dem Mann vun mer ne Groß,
Doch weßt, dat ich dat nit vergesse,
Dä Botzeboddem eß verschlesse.«

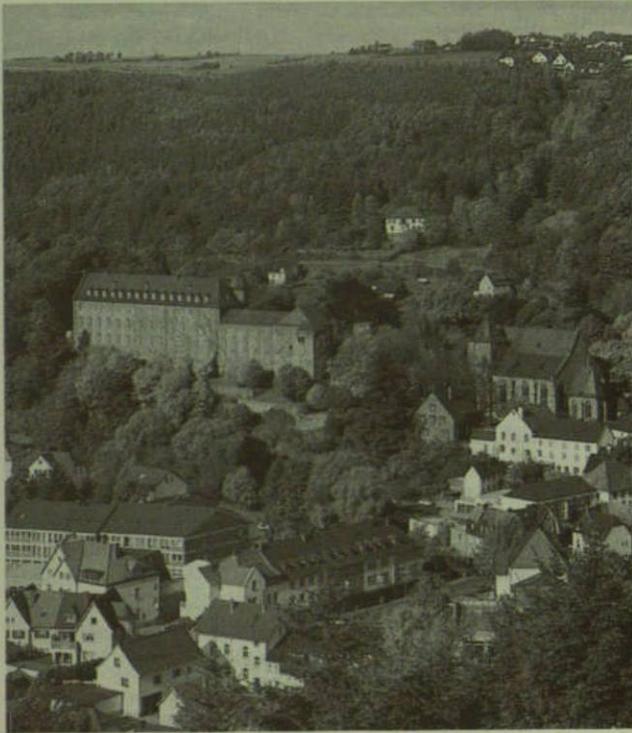
Eesch hät dä Jupp ens domm geloot
Un daach, hä hätt nit got gehoot,
Dat wor ne Wäg jet för e Päd,
Die Möh wor in die Botz nit wäät,
Un ohne dröm eröm zo gon,
Gov hä däm Här dat zo verston.
Dä ävver meint: »Dat deit mer leid,
Gott trüüs Üch en der Iwigkeit,⁶⁾
Ehr seht jo selvs, ich säht doch glich,
Die Botz eß jet zo wick för Üch.«

Hein Paffrath

Dieses Gedicht von Hein Paffrath, geboren am 23. März 1901, gestorben am 1. Mai 1979, ist entnommen dem Buch »Ech Kölsch direck vum Faaß«, erschienen in vierter Auflage 1978.

1) Speckbohne, grüne Stangenbohne; hier Bezeichnung für einen beleibten Menschen. 2) geradezu. 3) auf Wanderschaft, unterwegs. 4) Larve (vor dem Gesicht), auch Zierfassade (am Haus), dann Träger einer närrischen Maske, schließlich Narr. 5) lästig (fehlt bei Hönig und Wrede, mir auch sonst nicht bekannt, wohl eine Augenblicksbildung von Hein Paffrath in Anlehnung an »Moleste«). 6) Dieser Satz ist eigentlich ein Segenswunsch in Art eines Stoßgebets für Verstorbene; Paffrath verwendet ihn hier in der Bedeutung: »Gott schaffe Euch für das, was Euch jetzt entgeht, einen Ausgleich im Himmel.«

Die gelegentlich sehr eigenwillige Schreibweise (z. B. »Sänk«) und Interpunktion (keine Kennzeichnung der wörtlichen Rede, Vorliebe für Komma statt Punkt) habe ich bei dieser Wiedergabe leicht geändert.



Blick auf Schleiden, in halber Höhe links das Schloß, rechts die Schloßkirche

auf einer Steinplatte über dem Scheitel des Westfensters folgende Baumeister-Inschrift: »Iohan vianden van kylburg meister dyß bws (= dieses Baus) angefangen in Anno 1516 volendt 1525«. Auf der Chorbogenwand ist die Inschrift »Renovatum 1760« zu lesen. Aus der Zeit dieser Renovierung stammt die berühmte Schleidener Barock-Orgel, die dem Kölner Orgelbauer Christian Ludwig König zugeschrieben wird, während der Prospekt auf Johann Joseph Couven zurückgehen soll. 1896–1907 wurde die Kirche unter Leitung des Kölner Diözesanbaumeisters Franz Statz restauriert. So gibt es wieder mancherlei »Kölner Spuren«. Nach mehrfachem Besitzwechsel durch verschiedene Adelsfamilien gehört das Schloß heute dem Orden der Oblaten, der dort das Schülerheim Marianum eingerichtet hat.

Wir werden die Kirche während des Sonntagsgottesdienstes und die Orgel außerdem bei einem kleinen Konzert erleben.

Kurz sei wiederholt, daß das Mittagessen im Hotel Höddelbusch eingenommen wird (Fleischsuppe sowie Gulasch mit Salzkartof-

Suchmeldung I

Für ein Vereinsmitglied suche ich die 1952 von Jakob Werner zum fünfzigjährigen Bestehen des Heimatvereins Alt-Köln herausgegebene Festschrift »Volkstumpfle und Volkskunde«, die damals, nach alter Zählung, als Band 7 unserer Reihe »Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache (und) Eigenart« erschienen ist. Wer ein Exemplar dieser Festschrift zur Verfügung stellen will, wird gebeten, dies unter Angabe der Preisvorstellung an meine Adresse zu tun: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29, 50676 Köln, Telefon 32 26 15.

feln und Apfelmus) und daß wir anschließend zum Wildgehege Hellenthal mit seiner Greifvogelstation fahren. Dort besteht die Möglichkeit der Einkehr zu Kaffee und Kuchen.

Die Teilnehmerzahl ist beschränkt; Teilnahmekarten zum Preis von 43,00 DM sind bereits bei unseren Vereinsveranstaltungen im Mai und Juni angeboten worden; soweit noch vorhanden, sind sie auch am 12. September (»Hans Friedrich – Puppenspieler«) im Belgischen Haus erhältlich.

Die Abfahrt erfolgt pünktlich um 9.00 Uhr auf dem Theodor-Heuss-Ring auf der nördlichen Fahrbahn zwischen Riehler und Clever Straße (Nähe Ebertplatz).

Zur geistigen Vorbereitung auf die Fahrt empfehlen wir die Lektüre des Beitrags »Köln in Redensarten aus dem Wildenburger Ländchen« in diesem Heft. Ansonsten reicht es, ein fröhliches Herz und offene Augen und Ohren mitzubringen. Und wer besonderen Wert auf gutes Wetter legt, sollte rechtzeitig »en Käaz en der Kofferjass opstelle«.

Samstag, 22. Oktober 1994, 19.30 Uhr in der Aula der Berufsbildenden Schule 12, Ecke Perlengraben und Waisenhausgasse:
»Kumede«-Premiere mit »Butz widder Butz«, e kölsch Kumedespill us der Franzusezick en fünf Akte vun Theo Rausch, för de »Kumede« zoräächjefröbelt vun Hermann Hertling

Dat Stöck spillt vum 15. Mai 1813 bes zom 14. Janewar 1814. Bei Spielbeginn dauert die Besetzung Kölns durch die Franzosen schon fast neunzehn Jahre. (Sie begann heuer vor 200 Jahren: am 6. Oktober 1794.) Noch ahnt niemand, daß die Franzosen acht Monate später Köln endgültig verlassen und an ihrer Stelle Preußen und Kosaken einziehen werden. Spottlieder und kritische Bemerkungen über die französischen Herren sind verboten, Verstöße werden streng bestraft. So ist Schäng Hospelt, Wirt

vum »Naaskomödche« in Köln, ängstlich darauf bedacht, Äußerungen in dieser Richtung zu unterbinden. Seine Gäste sind da nicht so pingelich. Das Sagen im »Naaskomödche« hat Madam Balensiefen, Schwiegermutter von Schäng und Mutter von Nettchen Hospelt. Julchen, Tochter der Wirtsleute, »jeit op Schnuut« mit dem Aktuarus Pellenz vom Munizipalgericht.

Im Stück tauchen verschiedene Fragen auf: Wem hat Julchen ihre schönen roten Haare zu verdanken? Wer ist der Vater des Kindes, das Züff Erkelenz, Witwe eines Schuhmachers, erwartet? Wird es ihr gelingen, rechtzeitig einen legitimen Vater für das Kind zu finden, damit Schimpf und Schande zu vermeiden und neben ihrem guten Ruf auch ihre Schusterwerkstatt zu retten? Lebt Anton Bachem noch, der vor neunzehn Jahren aus Köln flüchtete und jetzt einen großen Bauernhof erben soll?

Wenn Sie an den Antworten auf diese Fragen interessiert sind, einen vergnügten Abend erleben und zugleich etwas aus Kölns Franzosenzeit erfahren wollen, dann laden wir Sie herzlich ein zu den Vorstellungen der »Kumede«.

Das Stück wurde von Theo Rausch als Hörspiel konzipiert und unter dem Titel »Su kütt ein Kuckucksei zom andere« am 28. Dezember 1981 im WDR gesendet. Einige Mitglieder der »Kumede« waren damals als Sprecher kleinerer Rollen beteiligt. Im Hörspiel gibt es nicht weniger als neunzehn Schauplätze. Diese Vielzahl ist auf der Bühne nicht zu realisieren. So mußte der Text bühnengerecht umgeschrieben werden. Hermann Hertling war bestrebt, das zu leisten, ohne dem Text Gewalt anzutun.

Nach der Premiere am 22. Oktober finden weitere Veranstaltungen an folgenden Terminen statt:

Sonntag,	23. Oktober	1994,	17.00 Uhr
Sonntag,	30. Oktober	1994,	17.00 Uhr
Samstag,	5. November	1994,	19.30 Uhr
Sonntag,	6. November	1994,	17.00 Uhr
Samstag,	12. November	1994,	19.30 Uhr
Sonntag,	13. November	1994,	18.00 Uhr
Samstag,	19. November	1994,	19.30 Uhr
Sonntag,	20. November	1994,	18.00 Uhr
Samstag,	14. Januar	1995,	19.30 Uhr
Sonntag,	15. Januar	1995,	17.00 Uhr
Samstag,	21. Januar	1995,	19.30 Uhr
Sonntag,	22. Januar	1995,	17.00 Uhr
Sonntag,	29. Januar	1995,	17.00 Uhr
Samstag,	4. Februar	1995,	19.30 Uhr
Sonntag,	5. Februar	1995,	17.00 Uhr
Samstag,	11. Februar	1995,	19.30 Uhr
Sonntag,	12. Februar	1995,	17.00 Uhr

Zur Erinnerung an Theo Rausch

Theo Rausch wurde am 9. Juni 1903 in Köln geboren. Bereits 1927 arbeitete er für die WERAG (Westdeutsche Rundfunk AG). Bekannt wurde er als Autor der Rundfunksendung »Froher Samstagnachmittag« (1934–1939) des Reichssenders Köln. Seine Texte sprachen damals die »drei lustigen Gesellen« Rudi Rauher, Hans Salcher und Karl Wilhelmi.

Für den Rundfunk und das Theater schrieb er zahlreiche Stücke in kölnischer Mundart, u. a. für den WDR fünf- und zwanzig Folgen der seinerzeit beliebten Serie »Der Schiedsmann«, von der später Leopold Reinecke einige Folgen für das Fernsehen in Szene setzte.

Die »Kumede« spielte von Theo Rausch: »Dem Schmitz sing Frau eß durchgebrannt« (mit Liedern von Willi Ostermann), »De ahl Frau Schmitz« (mit Liedern von Hans R. Knipp) und »Hä selvs«.

Theo Rausch starb am 7. März 1982. Einen Nachruf auf ihn haben wir in Heft 47 von »Alt-Köln« (Seite 20) abgedruckt.

Die neue Spielstätte der »Kumede« wurde vom Publikum gut angenommen. Zur Erinnerung: Sie ist von allen Seiten gut zu erreichen, vor allem von der Haltestelle Poststraße der KVB-Linien 3, 4, 9, 12, 16 und 18, ebenfalls von den Haltestellen Eifelstraße (von dort aus durch die Waisenhausgasse), Waidmarkt (von dort aus über die »Bäche«) und Severinstraße. Parkmöglichkeiten bestehen u. a. im Parkhaus des Hotels »Mercure« (früher »Altea«), Einfahrt Spitzengasse, und auf dem Parkplatz an der Agrippastraße; die Parkstreifen in der Waisenhausgasse sind für Anwohner reserviert. Kommen Sie also möglichst mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Nachdem die Eintrittspreise viele Jahre unverändert geblieben sind, müssen wir sie wegen der gestiegenen Kosten diesmal geringfügig erhöhen, und zwar auf 13,50 DM (bisher 12,50 DM) und 16,00 DM (bisher 15,00 DM).

Der Vorverkauf für die Vorstellungen im Oktober und November beginnt am Dienstag, dem 17. September 1994, für die Vorstellungen im Januar und Februar am Donnerstag, dem 15. November 1994, an den bekannten Theater-Vorverkaufskassen Neumarkt, Rudolfplatz und Kaufhof. Vereinsmitglieder können beim Kauf einer Eintrittskarte für Oktober und November den

Gutschein der Mitgliedskarte 1994 im Wert von 3,00 DM verrechnen lassen. Die Abendkasse ist an den Vorstellungstagen etwa eine Stunde vor Beginn der Aufführung geöffnet.

Unser Kumed-Theater erfreut sich in den letzten Jahren eines wachsenden Zuspruchs. Es wird seine Zuschauer auch diesmal nicht enttäuschen. Sichern Sie sich daher rechtzeitig Ihre Karten, ehe andere sie Ihnen weggeschnappt haben.

Wir grüßen unsere neuen Mitglieder

Im Sommer-Heft 1994 rollen wir einen roten Teppich aus zur Begrüßung der vierzehn Damen und Herren, die sich entschlossen haben, Mitglieder des Heimatvereins und regelmäßige Leser von »Alt-Köln« zu werden; wir werden uns auch ihretwegen bemühen, weiterhin ein interessantes Veranstaltungsprogramm und ebenso interessante Veröffentlichungen zu bieten.

In diesem Sinne gilt unter Gruß Arnd Baumann, Köln-Riehl; Margot und Rudolf Eckes, Köln; Helga Gräfen, Köln-Neuehrenfeld; Professor Dr. Ernst Heinen, Köln-Widdersdorf; Anemie Hof, Köln-Ehrenfeld; Katharina Jansen, Dormagen; Käthe Knackstedt, Köln-Müngersdorf; Harald und Maria Lehmann, Köln-Nippes; Dipl.-Kfm. Dr. Hans Schieffer, Köln-Braunsfeld; Professor Dr. Gerhart und Ursula Wolff, Lohmar-Birk, und Gertrud Zander, Köln-Mauenheim.

»Et kölsche Hätz hält uns jung«

Alle Vereinsmitglieder, die 1994 im Lauf des Jahres einen hohen runden Geburtstag feiern können und in diesem unserem Geburtstagskalender genannt werden, erhalten sozusagen ihren ersten Glückwunsch mit Versen von Suitbert Heimbach. Auf »Dann ess Lenz!« in Heft 91 und »Dann ess Summer!« in Heft 92 folgt diesmal »Dann ess Herve!«, und auch der Winter wird nicht lange auf sich warten lassen. Diese Jahreszeiten-Gedichte stammen aus der Zeit, in der Heimbach als Mundartautor seine ersten Schritte tat. Erhalten geblieben sind sie im Nachlaß des langjährigen Heimbach-Freundes Edmund Schinke. Mir hat sie vor kurzem dessen heute in Freiburg im Breisgau lebender gleichnamiger Sohn, der übrigens in diesem September seinerseits schon fünfundsiebzig Jahre alt wird, zusammen mit anderen von Heimbach stammenden oder ihn betreffenden Stücken zugänglich gemacht. In diesem Nachlaß sind die Gedichte auf das Jahr 1937 datiert, als Heimbach, der am 10. November 1894 geboren wurde, zweiundvierzig Jahre alt war. Warum er sie später nicht hat drucken lassen, zum Beispiel in seinem 1961 erschiene-

nen Buch »Et wor ens...«, ist heute nicht mehr festzustellen; vielleicht hatte er sie nach den Wirren des Krieges gar nicht mehr zur Verfügung, vielleicht aber hielt er diese Jugendwerke, wegen ihrer gelegentlich etwas abenteuerlichen Reime, auch eher für Jugendsünden. Wir, die wir Heimbachs spätere Texte kennen, vor allem seine atmosphärisch dichten Erzählungen, können, meine ich, im Jahr seines hundertsten Geburtstags auch diese Gedichte mit Vergnügen lesen.

HAH

Es wird am

4. Juli	Adam Pfeifer, Köln-Riehl	80
4. Juli	Inge Stolzenwald, Köln	70
5. Juli	Dorothea Mühlenbruch, K.-Neuehrenfeld	60
8. Juli	Agnes Bulbach, Köln-Buchforst	70
8. Juli	Dr. Werner Kutteneuler, Troisdorf	70
9. Juli	Katharina Kresse, Köln-Ossendorf	70
10. Juli	Ursula Douven, Köln-Rodenkirchen	75
10. Juli	Dr. Werner Schäfke, Köln-Klettenberg	50
11. Juli	Konrad Niegemann, Köln-Riehl	80
12. Juli	Elisabeth Campinge, Köln-Deutz	80
13. Juli	Helga Feith, Refrath	60
14. Juli	Hans-Georg Bach, Köln-Raderthal	60
14. Juli	Walter Stöttner, Köln-Sülz	80
18. Juli	Josef Kohn, Köln-Dellbrück	80
22. Juli	Lieselotte Hubeny, Köln	70
23. Juli	Franz Bailly, Köln-Bocklemünd	80
23. Juli	Paula Fischer, Sindorf	50
23. Juli	Gertrud Reymann, Köln-Ehrenfeld	70
25. Juli	Anny Gries, Köln	80
27. Juli	Dr. Hanna Behrends, Köln-Nippes	85
28. Juli	Wilbert Mühr, Köln-Dellbrück	60
29. Juli	Hans-Dieter Hüser, Köln-Dellbrück	65
29. Juli	Josef Thomas, Köln	80
31. Juli	Julius Kessen, Bergheim-Glessen	60
1. August	Heinz Dick, Odenthal	65
3. August	Helmut Lindenblatt, Köln-Zollstock	70
5. August	Margarete Tils, Köln-Longerich	80
5. August	Ursula Wolff, Lohmar-Birk	60
8. August	Hilde Scholl, Köln-Gremberg	60
10. August	Wilhelm Renner, Köln-Höhenhaus	75
10. August	Walter Schild, Pulheim-Stommeln	50
14. August	Gerhard Kremer, Remagen-Rolandseck	65
15. August	Barbara Meter, Köln	80
17. August	Käthe Bochem, Köln	65
17. August	Marianne Cyrus, Köln-Sülz	75
18. August	Käthe Hohn, Kürten-Biesfeld	75

Dann ess Hervs!

Wann der Wind de Bladder driev,
 Alles hät der Schnuppe,
 Un et deit, weil Prumme rief,
 Vun ze Hof zo fluppe,
 Muss die Zeichen Do verstonn,
 Kanns met Secherheit drop gonn,
 Ov d'et driehs un färvs:
 Dann ess Hervs!

Wann et Sönnche nit mih kann
 Dich zum Schwetze bränge,
 Sühs am Himmel dann un wann
 Pattedügel hänge,
 Wann Do em Morass versüffs,
 Us de Summerpluute krüffs,
 En Verkäldung ervs:
 Dann ess Hervs!

Wann aach Dag der Himmel grau
 Ess met Rähn behange
 Un Do wörs met Dinger Frau
 Gähn op Tour gegange,
 Wann der Rundfunk Deer dann säht,
 Dat et wigger rähne dät,
 Dich vör Wot verfarvs:
 Dann ess Hervs!

Suitbert Heimbach

19. August	Maria Bailly, Köln-Bocklemünd	80
19. August	Rudolf Kahlert, Kleineichen	90
21. August	Margret Risch, Köln	80
21. August	Therese Schiefer, Köln-Lindenthal	85
23. August	Peter Schiefer, Köln-Dünnwald	70
24. August	Fritz Volk, Leverkusen	75
25. August	Ilse Lammerding, Köln-Deutz	60
25. August	Ursula Lammerding, Köln-Lindenthal	60
27. August	Hans Peter Diefenbach, Köln-Höhenhaus	60
27. August	Willy Prinz, Köln-Brück	80
1. September	Christian Schmitz, Köln-Deutz	75
1. September	Johannes Wirtz, Köln-Bilderstöckchen	65
3. September	Monika Sattler, Köln-Junkersdorf	50
4. September	Klaramaria Boehm, Köln	75
4. September	Helene Quantius, Köln	70
4. September	Irene Schütten, Köln	75

5. September	Käte Henken, Krefeld-Verberg	75
5. September	Else Küpper, Köln-Poll	70
6. September	Christine Seydlitz, Köln-Dellbrück	70
7. September	Edmund Schinke, Freiburg	75
8. September	Max Woltmann, Köln-Bickendorf	50
9. September	Rudi Beutel, Köln-Bayenthal	60
9. September	Johanna Bruland, Köln-Nippes	80
9. September	Elisabeth Rotarius, Köln-Vogelsang	70
10. September	Annemarie Frielingsdorf, Hückeswagen	75
11. September	Walter Jagdmann, Köln-Mülheim	80
13. September	Werner Fröchtling, Köln-Rath/Heumar	75
14. September	Dipl.-Kfm. Dr. Egid Meurer, Refrath	75
15. September	Hildegard Bühl, Köln-Weidenpesch	65
16. September	Betty Rosewe, Köln-Zollstock	70
18. September	Herbert Dolhausen, Köln-Porz	70
19. September	Inga Klee, Köln-Mülheim	60
22. September	Theo Kremer, Bensberg	80
24. September	Christina Feyen, Köln-Ossendorf	70
24. September	Michael Josuweck, Köln-Brück	65
29. September	Gerhard Wippich, Köln-Ehrenfeld	75
	Jahre	

»Alt-Köln«-Reparaturwerkstatt

Die Korrektur von Heft 92 mußte unter großem Zeitdruck durchgeführt werden. Daher sind leider einige Fehler unentdeckt geblieben. Im »Veranstaltungskalender« (Seite 1) muß, wie im Heft-Innern (Seite 3), als Termin unserer Studienfahrt nach Schleiden und Hellenthal der 18. September stehen, schon deswegen, weil der 8. September kein Sonntag ist. Im Kalender der Geburtstagskinder »Et kölsche Hätz hält uns jung« ist unter dem 15. April (Seite 21) der Name von Aenne Drees, die 90 Jahre alt wurde, nicht richtig geschrieben; das sei hier nachgeholt. Unter den Einsendern der richtigen Antwort auf die achte Folge unserer Preisaufgabe »Dat kennen ich doch!?!« (Seite 23) muß es statt Hermine Koerber richtig Hermine Kroeber heißen; außerdem fehlen die Namen von Rudolf Klever und Mathilde Voß; in unserer Lostrommel waren beide aber ordnungsgemäß vertreten, so wie sich ja auch die angegebene Zahl von vierzig richtigen Lösungen nur dann ergibt, wenn man sie mitzählt. – Versprochen: Der Kampf gegen den Druckfehlerteufel geht unerbittlich weiter! Aber man kann nicht immer gewinnen!

Erinnerungen an Joseph Klersch

»Verzallt« von Klaus Goettert beim Gedenkabend am 18. Oktober 1993

1946 lernte ich Joseph Klersch beim Stammtisch von Alt-Köln kennen. Bald darauf besuchte ich ihn in seinem Büro, dem Amt für Kölnisches Volkstum der Stadt Köln, und fragte ihn, was er tue. Er antwortete: »Ich kann nix dun. Ich kann bloß jet doför dun, dat andere jet dun.«

1962. Ich war auf Klerschs Vorschlag zum Vorsitzenden gewählt worden, und nun planten wir zwei etwas zu seinem Siebzigsten. Wir überlegten, wen ich auffordern sollte, einen Beitrag für



seine Festschrift zu schreiben, die dann unter dem Titel »Volkstumspflege in Deutschland« als Jahresgabe erschien. Wir kamen überein: die Festansprache muß Adolf Flecken halten. Minister Dr. Flecken war Vorsitzender des Deutschen Heimatbundes, dem fast alle Verbände und Vereine angehörten, in denen Klersch tätig war. Nach einem längeren Gespräch mit Klersch entstand ein Entwurf, den dann Adolf Flecken noch kräftig änderte und der auch in der Festschrift nachzulesen ist. Heute reicht die Zeit nicht, alles zu erwähnen, was dort ausgeführt ist.

1912. Joseph Klersch ist 19 Jahre alt, Abiturient des katholischen Apostelgymnasiums, hält im Verein Alt-Köln Vorträge über die historischen Prozessionen in Köln. Um sich auf eine Tätigkeit in deutschen Kolonien vorzubereiten, beginnt er an der Universität Bonn ein breitgefächertes Studium mit dem Schwerpunkt Orientalistik, lernt Arabisch. Zu seinen Lehrern gehört der Orientalist und Islamist Carl Heinrich Becker.

An der Wirtschaftshochschule Köln gründet Klersch die erste Korporation des Verbandes der Wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine Unitas.

Den Ersten Weltkrieg ist Klersch beim Militär. Giftgas schädigt seine Gesundheit, auch hörbar seine Stimme.

Carl Heinrich Becker geht 1916 nach Berlin ins Kultusministerium, ist 1921 und 1925–30 Kultusminister. Mit seinem Namen ist die immer noch wichtigste Bildungsreform seit Wilhelm von Humboldt verbunden. 1919 dürfen Köln und Frankfurt am Main ihre Hochschulen zu Universitäten erweitern, den ersten kommunalen im Zweiten Reich. Becker rät Klersch, in Köln Wirtschafts- und Sozialwissenschaft zu studieren, insbesondere Wirtschafts- und Sozialgeschichte bei Bruno Kuske.

Klersch gründet an der Universität Köln mit Leopold von Wiese und Kaiserswaldau das Soziologische Seminar und mit Ludwig Esch das Institut für Verkehrswissenschaft. 1921 promoviert er bei Bruno Kuske zum Doctor rerum politicarum mit der Dissertation »Stadtbild und Wirtschaft in Köln 1794 bis 1860«, die als Buch unter dem Titel »Von der Reichsstadt zur Großstadt« erscheint. 1922–26 hält Klersch Lehrveranstaltungen am Institut für Verkehrswissenschaft, 1924 wird er dort Stellvertretender Direktor, Bibliothekar und Archivar.

Hans Blum, lange Jahre Leiter der Rheinischen Abteilung der Universitäts- und Stadtbibliothek und Vorsitzender des Kölnischen Geschichtsvereins, hat für die nun 30 Jahre alte Festschrift



OHNE ENGAGEMENT LÄUFT NICHTS

Kaum ein kultureller Bereich,
den wir nicht in irgendeiner Weise
unterstützen.



STADTSPARKASSE KÖLN

Mehr als eine Bankverbindung

für Joseph Klersch die Bibliographie verfaßt. Das waren über 200 Titel: Geschichte, Kirchengeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bildende Kunst, Museen, Mundart und Mundartliteratur, Volkskunde, Volkstumspflege, Heimatpflege, auch Biographien, so von unseren Ehrenmitgliedern, dem Maler und Graphiker Theo Blum und dem Lehrer, Oberschulrat und Mundartschriftsteller Max Meurer, und von unserem Vorstands-

Gode Mot!

Wie fruh mähs domie Levve,
Wie ruusch un duusch¹⁾ mie Blot!
Wat sall meer gonn dernevve,
Blievs do meer treu un got.

E Mädsche hüek zo finge,
Dat eß kein schwere Saach;
Mänchein tuusch gän de Ringe,
Kaum dat mer it anlaach.

Meer han uns nit gefunge
Beim leichte Karesseer,²⁾
Mich hät met deer verbunge
Noch kölsche Aat un Ehr.

Wann mer em Kääbche³⁾ hange,
Dann ben ich bovve Jan.⁴⁾
Un deit de Sparbüß lange,
Mer bal gepack et han.

Joseph Klersch

1) »ruusche un duusche« ist eine Zwillingsformel mit Endreim (vgl. im Hochdeutschen etwa »hegen und pflegen«), die man mit »rauschen und tosen« übersetzen kann.

2) Liebelei. 3) Aushangkasten (des Standesamtes oder der Kirche); gemeint also: wenn das Aufgebot erfolgt ist.

4) hier: obenauf, in Hochstimmung; sonst auch: aus dem Schlimmsten heraus.

mitglied, dem Architekten und Denkmalpfleger Hubert Molis. Und es drängte Klersch von ganzem Herzen, eine Biographie des Gesellenvaters Adolf Kolping zu schreiben.

1919 wählt der Verein Alt-Köln Joseph Klersch in den Vorstand, 1922 zum stellvertretenden Vorsitzenden. Er wird der häufigste Vortragsredner des Vereins, hält Führungen, beteiligt sich an den Mundartabenden. 1931 tritt der Vorsitzende, Sanitätsrat Dr. Josef Bayer, wegen Krankheit zurück; Klersch, nun

38 Jahre alt, wird zu seinem Nachfolger gewählt, übernimmt die Hauptverantwortung für die Veröffentlichungen des Vereins.

In seiner Erziehungs- und Bildungsarbeit nimmt der Verein Alt-Köln, den er in Heimatverein Alt-Köln umbenennt, eine besondere Stellung ein. Sein Wirken geht jedoch weit über unseren Verein, die Stadt und das Rheinland hinaus.

Er gründet mit Bruno Kuske und dessen Schülern den Wirtschaftshistorischen Verein; auch dort hält er wissenschaftliche Vorträge.

Seit 1933 und mehr noch seit 1939 geht die Tätigkeit des Vereins Alt-Köln aus politischen Gründen zurück; die Mitgliederzahl sinkt. 1939–1945 ist Klersch erneut beim Militär. Franz Heiler, über 25 Jahre unser Kassierer, rettet den größeren Teil der Akten und Bücher über den Krieg.

1945 gehört Klersch zu den Gründern der CDU. Er hat die Mitgliedsnummer 7.

Klerschs Weg führt von der Orientalistik zur Deutschen Volkskunde, von Forschung und Publikation, die seine Hauptaufgabe bleiben, zu Heimat- und Volkstumspflege. Aus der Jahrtausendausstellung von 1925 erwächst das Rheinische Museum der Stadt Köln, das eine Zeitlang »Haus der Rheinischen Heimat« heißt. Hier leitet Klersch die Wirtschafts- und Sozialgeschichtliche Abteilung. 1946 bis zur Altersgrenze 1958 leitet er das auf seine Person zugeschnittene Amt für Kölnisches Volkstum, das nur organisatorisch eine Abteilung des Rheinischen Museums, das in Kölnisches Stadtmuseum umbenannt wird, gewesen ist. Sekretärin war lange Käthe Axmann, Verfasserin beliebter Kinderstücke für das Hänneschentheater. 1946 hörte ich von Klersch an der Volkshochschule eine Einführung in die kölnische Mundartdichtung. Im Dienst der Stadt beteiligte er sich an der Ausbildung von Beamten.

1924–25 hatte Klersch zusammen mit und als Vertreter seines Lehrers Bruno Kuske die Wirtschaftlich-Soziale Abteilung der Jahrtausendausstellung aufgebaut. Seine Methode der Darstellung von Geschichte mit Originalen, Modellen, Photographien, Zeichnungen und Texten war neu, und das nicht nur für die Rechts-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Ihre Fortsetzung im Haus der Rheinischen Heimat hat zu einem neuen Museumstyp geführt. Hier liegt in der Entwicklung des Museums- und Ausstellungswesens der Anfang dessen, was heute Museumspädagogik heißt.

Das Haus der Rheinischen Heimat ist nach einigen Kriegsschäden aufgelöst worden. Es wurde nicht wiederhergestellt. Sein Gebäude, die von Adolf Abel nach den Gedanken von Klersch zum Museum umgebaute Deutzer Kürassierkasernen, wurde abge-

brochen, um Platz für ein Bürohaus zu schaffen. Von der Konzeption des Hauses der Rheinischen Heimat wurden nur wenige Bruchstücke ins Kölnische Stadtmuseum übernommen. Dem Haus der Rheinischen Heimat – oder, wie es zuerst hieß, dem Rheinischen Museum – sind heute zahlreiche Museen an anderen Orten ähnlicher als irgendein Museum in Köln.

Auf Klerschs Betreiben spielte auf der Jahrtausendausstellung das private Kölner Hännischen-Theater von Dr. Carl Niessen, der später Professor und Direktor des Instituts für Theaterwissenschaft der Universität wurde. Auf dem unerwarteten Erfolg baute Klersch auf; ihm vor allem ist es zu danken, wenn das traditionsreiche private Hännischen in der Sternengasse als Städtische Puppenspiele wirtschaftlich gesichert wurde und in den Neubau am Eisenmarkt umziehen konnte, wenn die Stadt mit den Puppenspielern ähnliche Arbeitsverträge abschloß wie mit den Mitgliedern der anderen städtischen Bühnen.

Klersch gelang die Erneuerung der Mülheimer Gottestracht; eine Wiederbelebung der Römerfahrt versuchte er vergeblich. Seine Idee waren die Martinszüge in ihrer heutigen Form: nicht ein Zug für die ganze Stadt, sondern viele in den Pfarreien.

1949 führte er das Sternsingen ein, das in der Stadt der Heiligen Drei Könige nicht verbreitet war, gab dem Heischelied den neuen Sinn, Spenden für die Mission in Übersee zu sammeln.

1946 veranstaltete Klersch die erste Krippenaustellung in Köln. Er förderte das Herstellen und Aufstellen von Weihnachtskrippen, die Krippenfahrt und die Bildung von Krippenvereinen.

Nach 1945 drängte er auf die Wiedergründung der Schützenbruderschaften und des Zentralverbandes der Historischen Deutschen Schützenbruderschaften, in dessen Präsidium er gewählt wurde. Auf seinen Vorschlag wird jährlich ein Bundeskönig ausgeschossen.

Nach 1945 gründete Klersch den Deutschen Bund für Puppenspiel neu, wurde dessen 2. Vorsitzender. Hier lag der Schwerpunkt auf dem Laienspiel im Rahmen der Schulen, der Jugendarbeit und der Erwachsenenbildung. Hiervon gingen Anregungen aus für das Puppenspiel als therapeutisches Mittel und in der Früherziehung und ebenso für das professionelle Spiel, später auch Figurentheater genannt, bis in die Praxis des Fernsehens.

In den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg waren in Köln ganze Viertel voller Baudenkmäler planiert worden, z. B. für Stadthaus, Gürzenichstraße, Markthalle und Hängebrücke; das alte Deutz wurde gänzlich ausgetilgt. Unter diesem Eindruck begann Klersch um 1920 mit anderen für eine denkmalgerechte Sanierung des Martinsviertels zu werben. Bis 1927 entwickelte er konkrete Pläne, zusammen mit dem Städtischen Konservator

NOT-

Für alleinstehende, ältere, kranke oder behinderte Menschen kann in einer Notsituation der Weg zum lebensrettenden Telefon oft zu weit sein. Niemand hört dann ihre Hilferufe.

RUF

In solchen Fällen bringt der Hausnotrufdienst der Malteser Hilfe. Schnell und sicher, einfach auf Knopfdruck. Sicherheit jederzeit. Wir informieren Sie gerne ausführlich.

**Der Hausnotruf der Malteser
Telefon: 0221 - 97 45 45 0**



**Malteser
Hilfsdienst**

Hilfe, die ankommt.

Dr.-Ing. Hans Vogts (seit 1937 Professor für Denkmalpflege und Heimatschutz an der Universität), dem Architekten Hubert Molis (Vorstandsmitglied von Alt-Köln) und weiteren Architekten, mit Stadtverordneten, Bauhistorikern und Hauseigentümern, gewann auch den Oberbürgermeister Konrad Adenauer. Wirtschaftliche Not verschob die Ausführung bis 1935. Klersch war es wichtig, daß nicht nur die historischen Gebäude und das Stadtbild erhalten blieben, sondern auch wieder eine dazu passende soziale Struktur entstand: Überwiegend Familienwohnungen, weniger Ladengeschäfte und noch weniger Gaststätten. Das gelang bis 1939 für den ersten Bauabschnitt zwischen Altermarkt/Heumarkt und Rheinufer, zwischen Markmannsgasse und Lintgasse, teilweise bis Mühlengasse. Die Fortsetzung bis zur Bürgerstraße und bis zur Bischofsgartenstraße war zwar geplant, wurde aber wegen des Kriegsbeginns nicht mehr begonnen.

Vergeblich kämpfte Klersch gegen das erste Hochhaus in der Altstadt, das Gerling-Hochhaus am Gereonshof, und gegen das

zweite, das Polizeipräsidium am Waidmarkt, vergeblich kämpfte er auch gegen die 1938–1943 geplanten und nach 1945 ausgeführten breiten Hauptverkehrsstraßen durch die Altstadt, gegen die Vernichtung von so vielen Baudenkmalern, die hätten erhalten oder, wenn ausgebrannt, doch wiederhergestellt werden können.

Vor Rekonstruktionen, dem Goethehaus in Frankfurt oder, ein andermal, einer Häuserzeile am Prinzipalmarkt in Münster, sagte er, es müsse mehr als bisher in der alten Form wiederaufgebaut werden. In Trier setzte er sich für die Steipe ein, den Beschluß zu ihrer Rekonstruktion hat er noch erlebt.

Die Feier des Karnevals in Köln nahm Züge an, die Klersch nicht paßten. Insbesondere geißelte er einen zunehmenden Operettenmilitarismus in vielen Vereinen, Gesellschaften, Korps. Operettenmilitarismus! Er könnte das Wort erfunden haben. 1933 baute er mit Hilfe des Rheinischen Museums und der Kölner Werkschulen im Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung zur Geschichte der kölnischen Fastnacht auf und stellte dazu die Revue »Quer durch der Fasteleer« zusammen, gewann als Mitspieler, wie es damals hieß, »Damen und Herren der Kölner Gesellschaft«.

Seit dem Erfolg dieser Aufführungen bemühte sich Joseph Klersch um die Gründung eines Kölnischen Volkstheaters, wie er es benannt haben wollte. 1947 gründete er mit Mitgliedern unseres Vereins eine Spielgemeinschaft, aus der das Kölnische Volkstheater erwachsen sollte, die zunächst den Namen »Kumede« bekam und von Jakob Werner zusammengehalten wurde.

Seit 1931 gewannen Dr. Joseph Klersch und der Verleger Dr. Joseph Bachem mehr und mehr Mitwirkende für die Veedelszög in ihrer heutigen Form: Sie bestehen unabhängig von den Gesellschaften und Korps, gehen in ihrem Viertel oder Vorort und vereinigen sich zur Fastnacht einmal zu einem großen Zug in der Altstadt. Alle dürfen mitmachen, die besten Gruppen erhalten Preise.

1945 versuchte Klersch ein Wiederaufleben der Korps in ihrer bisherigen Form zu verhindern, 1946 wollte er höchstens vier Korps sehen, seit 1947 versuchte er wenigstens alle dafür zu gewinnen, den Operettenmilitarismus zurückzudrängen. Dazu gründete er mit Gleichgesinnten und Widerstrebenden den Bund Deutscher Karneval neu, in dem er als Mitglied des Präsidiums und Leiter der Forschungsstelle Deutsche Fastnacht wirkte. In Köln brachte er eine Arbeitsgemeinschaft von Büttnerednern und Krätzchensängern zusammen, die sich von ihm beraten ließen. Schon zwischen den Kriegen hatte er angefangen, Karnevalsfeiern in den Volksschulen anzuregen. Jetzt förderte er

Alt Huhzickspaar

E Stündche noch, dann sin meer Mann un Frau,
Us Wunsch un Draum weed Wirklichkeit un Levve,
Dat sich die Bildcher gliche op et Johr,
Muß jeder vun uns zwei sien Beß no gevve.

De Jüngste sin meer alle beids nit mih,
Et Levve dät der Kopp uns modelleere,
Doch us de Auge lööch noch hell et Föör,
Mer däte vill, doch nit uns selvs verleere.

Läg faß der Ärm öm mich eröm,
Lor deaf bis op der Grund meer en de Auge,
Dann denk wie ich, meer sin stabil un treu,
Och dann, wann kumme Däg, die nit vill dauge.

E Stündche noch, dann sin meer Mann un Frau,
Dann gon meer fruh der Ovendsonn entgäge,
Noch eimol lööch de Welt en Gold un Rut,
Eh dat et klepp¹⁾ der letzte Ovendsäge.²⁾

Joseph Klersch

1) »kleppe« (bei Hönig und Wrede: »kläppe«) bedeutet das Läuten der (unbewegten) Glocke durch einseitiges Anschlagen des Klöppels. 2) zum letzten Abendsegen, nämlich zum abendlichen Angelus läuten, den (Feier-)Abend einläuten.

Suchmeldung II

Mehrere Vereinsmitglieder suchen die drei Bände des Werkes »Volkstum und Volksleben in Köln« von Joseph Klersch, die in den Jahren 1965, 1967 und 1968 mit den Nummern 43, 44 und 45 in unserer Reihe »Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache (und) Eigenart« erschienen sind; Band I war die Jahrgabe für 1965, die übrigen Bände mußten auch von Vereinsmitgliedern käuflich erworben werden. Wer dieses Werk zur Verfügung stellen will, wird gebeten, dies unter Angabe der Preisvorstellung an meine Adresse zu tun: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29, 50676 Köln, Telefon 32 26 15.

Fastelovendssitzungen mit Reden, Liedern und Tänzen in den Schulen und begründete mit anderen die Schullzög; der erste ging 1951. Danach wurden die Schull- un Veedelszög zusammengelegt.

Joseph Klersch hat es stets bedauert, daß in Köln seit 1906 die Heimatpflege zersplittert war, aufgeteilt auf den Verein Alt-Köln, den Kölnischen Geschichtsverein und den Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Heimatschutz, der zeitweise, wie auch heute wieder, einen Kölner Ortsverband hatte. Er hielt es nicht für gut, daß sich jeder dieser Vereine auf ein Teilgebiet der Heimatpflege spezialisierte.

1951 gehört der Heimatverein Alt-Köln zu den Gründern des Rheinischen Heimatbundes, der nur Vereine aufnimmt, fast hundert in der ehemaligen Rheinprovinz und den damaligen Regierungsbezirken Montabaur und Rheinhessen. Satzung und Arbeitsprogramm schreibt Klersch. 1963 wird er zum Stellvertretenden Vorsitzenden gewählt.

1946. Die Stadtverordneten versammeln sich zu einem geselligen Abend. Klersch ist gebeten, ein Vortragsprogramm zu bieten. Oberbürgermeister Hermann Pünder begrüßt Klersch als den Mann, der nur Kölsch sprechen kann. Klersch antwortet in prononciertem Schriftdeutsch mit einer Einführung in die kölnische Mundart und ihre Literatur. Dann tragen Klersch und ich mundartliche Gedichte und Albert Schneider einige seiner Kölnischen Volkstumslieder vor.

1948 gründet Klersch den Arbeitskreis Rheinischer Mundartdichter, der zur Fachgruppe Rheinische Mundartschriftsteller im Rheinischen Heimatbund wird. Zum erstenmal begegnen sich Mundartautoren aus dem ganzen Rheinland, auch dem Saarland

und Luxemburg. Unter dem Vorsitz von Klersch treffen sie jährlich zu Beratungen und öffentlichen Lesungen zusammen. Ihre Werke gibt Klersch in der Reihe »Stimmen der Landschaft« heraus, darunter 1960 eigene mundartliche Texte unter dem Titel »Dag un Draum«. Von 1949 an erscheint wieder die Zeitschrift »Jung-Köln«, nunmehr herausgegeben von Joseph Klersch und Ernst Mömkes.

1958. Klersch wird 65 und tritt als Beamter in den Ruhestand, wendet sich jetzt ungeteilt dem Forschen, Schreiben und der Arbeit in den Vereinigungen der Heimat- und Volkstumspflege zu.

Psalm 42 (Judica)

Här, halt Gereech un scheid ming Saach
Vun alle denne, die em Hätz nit dauge.

Nixnötzig hinderlestig Volk
Loß üvver mich nit et Regalt¹⁾ gewenne.

Wors do för mich nit Schwää un Scheld?
Woröm häß Do Ding Hand vun meer getrocke?
Bedröv no tööpen²⁾ ich ming Stroß,
Ben priesgegevven alle, die mich hasse.

Loß opgon üvver meer Ding Sonn,
Ding Wohrheit hell et Hätz meer maache,
Dann föh't zor Hühde³⁾ minge Wäg,
Drop stolz un stödig⁴⁾ Dingen Dom deit prange.

Vun klein an ben ich do zo Huus,
Dem Senn vertraut sin Ömgang, Scheff un Halle,
Mööch widder kumme zom Altar,
Su fromm un fruh, wie en de Kinderjohre.

Met Leed un Harfeklang schwing huh
Dich op, ming Siel, Gott freudig zo bekenne!
Loß falle vun deer Leid un Angs,
En singer Odenung litt dinge Fridde.

Gott eß ding Hoffnung, darf et sin,
Weil nie em Hätze do vun im geweche.
Hä mäht der Bleck deer hell un fruh,
Dat rein en dingem Aug sien Bild sich spegelt.

Joseph Klersch

1) Herrschaft, Oberhand. 2) tappen, schwerfällig und unsicher gehen (fehlt bei Wrede, von Klersch auch sonst gebraucht, während Max Meurer »toope« sagt). 3) altertümlich für »Hüh«, »Höhe«. 4) stattlich, prächtig.

Er arbeitet an seinem umfangreichsten Werk, »Volkstum und Volksleben in Köln. Ein Beitrag zur historischen Soziologie der

Heimliche Leev

Meer gon dä heimlich stelle Wäg,
Dä uns su off geborge,
Meer gon in hödschches Schrett för Schrett,
En zwei Stund kütt der Morge.

Zwei Stunde noch sin uns geschenk,
Zwei Stunde köfbar Levve.
Do drängs dich faß an mich eran,
Un leis ding Häng dun bevve.

Frog nit woröm, wozo, wannie,¹⁾
Die Froge sin verlore.

Uns Leev kennt gester nor un hüek,
Gescheck weed stomm gebore.

Hüek well ich halden dich em Ärm,
Well dinge Hätschlag spöre,
Well immer op e Neu's vun deer
Vill söße Name höre.

Reck²⁾ meer ding Leppe heiß un rut
En silligem Vergesse.
Et kütt der Dag, met im de Nut,
Weiß Gott, wie ich dich messe.³⁾

Joseph Klersch

1) altkölsch für »wann«. 2) reiche. 3) wie ich dich (ver-) misse, wie ich ohne dich auskomme.

Stadt«. Davon erscheinen 1965–68 drei Bände in unserer Reihe »Beiträge zur kölnischen Geschichte, Sprache, Eigenart«. 1960 schreibt er »Der Bannerhär. E Spill uus der Rokozick en drei Opzög«, Uraufführung am 14. November 1964 durch unsere »Kumede« im Brunosaal in Klettenberg.

Eigene mundartliche Texte hat Klersch selten in Köln, öfter an anderen Orten vorgetragen, so bei jeder Jahrestagung der rheinischen Mundartschriftsteller. Am liebsten las er den Psalm 42 »Judica« in seiner Übersetzung »Här, halt Gereech« und sein Gedicht »Heimliche Leev«. Religion und Erotik bezeichnete er als seine Hauptthemen.

Der Vorstand des Deutschen Heimatbundes beruft aufgrund von Vorschlägen seiner Landesverbände die Mitglieder einer Fachgruppe Brauchtumpflege; diese wählen Klersch zu ihrem Vorsitzenden. Von dieser Arbeitsgemeinschaft gehen nachhaltige Anregungen aus, auch über das deutsche und das niederländische Sprachgebiet hinaus. Auf ihrer ersten Sitzung sagt er wieder einmal: »Niemand ist vollgültig gebildet, der nicht die Mundart seiner Heimat sprechen kann.«

Für die Erklärung »Brauchtumpflege und Seelsorge« des Deutschen Heimatbundes vom 19. November 1963 faßt Joseph Klersch zusammen:

»Brauchtum drückt aus, was Menschen und menschliche Gemeinschaften im Innersten beseelt und bewegt. Insofern gehört das Brauchtum zur Schöpfungsordnung Gottes, die im menschlichen Tun verwirklicht werden soll. Wie alles Menschenwerk unterliegt Brauchtum auch der Gefahr der Entartung, Sinnentleerung, Verabsolutierung und eines unlebendigen, reinen Traditionalismus. Daher gehört auch das Brauchtum zur christlichen Seelsorge, damit es Gottes Ehre und der Liebe zum Menschen diene.«

Klaus Goettert

Wat hä noch sage woll

Auf der Straße traf ich ein kleines frierendes Mädchen, zitternd in einem dünnen Kleid, ohne Hoffnung, etwas Warmes zu essen zu bekommen. Ich wurde zornig und sagte zu Gott: »Wie kannst du das zulassen? Warum tust du nichts dagegen?« Eine Zeitlang sagte Gott nichts. Aber in der Nacht antwortete er ganz plötzlich: »Ich habe wohl etwas dagegen getan. Ich habe dich geschaffen.«

Sa'di, arabischer Mystiker

Op der Stroß traf ich e klei Mädeche. Et wor im ärch kalt. En däm dönne Kleidche, wat et aanhatt, wor et am zid-dere, un et hatt keiner, vun däm et jet Wärmes ze esse hätt kriije könne. Do kräät ich de Wot un saat för der Herrjott: »Wie kanns Do dat zoloße? Woröm deis Do do nix jäje?« En Zicklang saat der Herrjott nix. Ävver des Naaks jov hä op eimol Antwoot: »Ich hann doch jet dojäje jedonn. Ich hann Dich op de Äd jescheck.«

HAH

Vor dreißig Jahren starb »et Flusse Jriet«

Sie galt zu ihrer Zeit als »populärste rheinische Humoristin«

Als sie am 6. Januar 1892 geboren wurde, herrschte seit gut drei Jahren Kaiser Wilhelm II., als sie am 25. Juli 1964 starb, waren Ludwig Erhard Bundeskanzler und Heinrich Lübke Bundespräsident. Zwei Weltkriege hat sie erlebt, den Sturz der Monarchie 1918, das Scheitern der Weimarer Republik 1933, die Katastrophe des Nationalsozialismus 1933–1945, die Jahre des Wiederaufbaus, des Wirtschaftswunders, der allmählichen Rückkehr Deutschlands in die Völkergemeinschaft. Aber wie ereignisreich auch die Geschichte war, die sie miterlebte, ihr persönliches Leben verlief doch einigermaßen geradlinig.

Geboren wurde sie, wo Köln auf seine Weise am kölschesten war, im Viertel von Unter Krahnensäumen, in der Johannisstraße, von UKB nur um die Ecke, als neuntes von vierundzwanzig Kindern, von denen allerdings zehn jung verstarben. Trotzdem waren viele Mäuler satt zu kriegen. Der Vater war Polsterer und Dekorateur, die Mutter stand in ihrem Gemischtwarenladen, nebenbei betrieb man noch einen Kohlen- und Kartoffelhandel. Musik wurde groß geschrieben in der Familie. Die Mutter Ursula sang gerne und gut, aber nur für den Hausgebrauch. Der Vater Anton, der den Spitznamen »de Fusse Platt« trug, spielte Klavier und Geige und musizierte an den Wochenenden in der Tanzschule seines Vaters in der Wehrgasse, später auch auf Kirchmessen und Schützenfesten. Nicht nur Grete Fluss erbt die Musikalität der Eltern: Ihr Bruder Toni war Pianist und Kapellmeister und als solcher jahrelang im alten »Kaiserhof« in der Salomons-gasse tätig; ihr jüngster Bruder Willi wurde als Pianist und Alleinunterhalter bekannt, ihre Schwester Julchen als Sängerin. Grete, die nie eine Gesangs-, Schauspiel- oder Tanz-ausbildung erhielt, wurde schon als Vierzehnjährige von der Karnevalsgesellschaft Greesberger für Liedvorträge engagiert. Zusammen mit ihren Geschwistern Toni und Julchen trat sie seit 1907 im »Colosseum-Biertunnel« bei »Papa« Körfggen in der Schildergasse auf. Ihr fünfzigjähriges Bühnenjubiläum feierte sie später, in der Revue »Stell dich geck«, zusammen mit ihrem fünfundsiebzigsten Geburtstag. Seit 1910 trug sie im Karneval Lieder von Hubert Ebeler vor, die dieser für sie als »Schulmädchen« oder »Straßenbahnschaffnerin«, im Krieg auch als »Granatendreherin« geschrieben hatte. Mit ihrem Repertoire konnte sie bald auch außerhalb des Karnevals bestehen; sie ging auf Gastspielreise nach Frankfurt, Stuttgart und München oder nach Bremen und Hamburg; in Köln wurde sie von Direktor Kurt Bruck ans »Metropoltheater« verpflichtet.

Nach dem Ersten Weltkrieg entdeckte und entwickelte sie dann zielstrebig ihr komisches Talent, mit einer entsprechenden Aufmachung, Riesenlatschen, großkariertem Rock, hochgestecktem Dutt – und mit einem Programm, das der Humorist Paul Beckers für sie schrieb. Und wieder hatte sie Erfolg nicht nur in Köln, sondern, als »rheinische Stimmungskanone«, auch auf den großen Varietébühnen Deutschlands, zum Beispiel dem »Haus



Grete Fluss auf einem Werbefoto der »Scala« in Berlin



Vaterland« in Hamburg, der »Scala«, dem »Plaza« und dem »Wintergarten« in Berlin, sogar dem »Apollo« in Düsseldorf.

Grete Fluss war es, die die Revuen, die es heute nicht mehr gibt, Unterhaltungsprogramme mit ein bißchen Handlung und viel Musik, mit Ballett-Einlagen und stimmungsvoller Ausstattung, auch in Köln heimisch machte, vor allem zu Karneval, zuerst 1921, wieder unter Kurt Bruck, im »Kristall-Palast« auf der Severinstraße (»Mer sin vun Kölle am Rhing«), später in »Groß-Köln« und »Burghof« unter Ludwig Blatzheim und H. Herbert Blatzheim, nach dem letzten Weltkrieg zuerst im »Williams-Bau«, dann im »Café Wien« und schließlich im »Kaiserhof« am Hohenzollernring. Viele Jahre galt, wie heute die Puppensitzung im »Hänneschen«, zwischen Silvester und Weiberfastnacht die

Karnevals-Revue mit Grete Fluss als ein absolutes »Muß« für jeden, der im kölschen Köln mitreden wollte. Unter den Autoren waren Engelbert Sassen, Franz Chorus, Leo Renner, Gerhard Ebeler und vor allem Hans Jonen, unter den Komponisten Hans Otten, Toni Ebeler, Fritz Hannemann, Jupp Schmitz, Harry Blum, Gerhard Jussenhoven – und Willi Ostermann.

Diese Karnevals-Revuen waren praktisch immer auf Grete Fluss hin angelegt, sie stand im Mittelpunkt, sie verkörperte urwüchsig und schlagfertig, derb und direkt die kölsche Variante der weiblichen Emanzipation: die Frau, die nicht auf den Mund gefallen ist, die »vör keinem bang ess« und die das Herz auf dem rechten Fleck hat. Sie sang die großen neuen Lieder, die oft durch sie populär wurden und populär blieben. Drei Beispiele für viele:



»Och, wat wor dat fröher schön doch en Colonia«, »Kölsche Mädcher, kölsche Junge sin dem Herrgott got gelunge« und »Ja einmal nur im Jahr ist Karneval«.

Film, Fernsehen, Radio und Schallplatten haben in der künstlerischen Laufbahn von Grete Fluss kaum eine Rolle gespielt. Nur ausnahmsweise sang sie mit Mikrophon. Ihre Stimme war ohnehin raumfüllend. Und sie wollte den unmittelbaren, nicht technisch verfremdeten Kontakt mit ihrem Publikum. Und das Publikum wußte ihr das zu danken. Sie machte nicht »auf volkstümlich«, sie war ein Naturtalent, auch mit all ihrer Bühnenerfahrung, und spielte irgendwie immer sich selbst. Manchmal zog sie der Übertreibung selbst den Zahn: »Un über so'ne Blödsinn lacht ihr noch – hört doch auf...« So erreichte sie auch die einfachen Leute. Die wußten auch zu schätzen, daß Grete Fluss außerhalb der Bühne eher zurückgezogen lebte. Sie war nie eine

»Skandalnudel«. Als unmittelbar nach dem letzten Weltkrieg im Rosenmontagszug die Mutter Colonia dargestellt werden sollte, war es völlig unstrittig, wer sie verkörpern sollte: Grete Fluss.

Gérard Schmidt hat sie einmal treffend ein »kölsches Naturereignis« genannt. Noch als Siebzigjährige stand sie auf der Bühne. Fünfundfünfzig Jahre sind die Bretter, die, wie man sagt, die Welt bedeuten, jedenfalls ihre Welt gewesen. Ihre letzten Lebensjahre verbrachte sie in Unkel am Rhein, wo sie zusammen mit ihrem Ehemann, dem Künstleragenten Ludwig H. Westkamp, ein Haus gekauft hatte.

In Unkel liegt Grete Fluss auch begraben.

Für diesen Beitrag stellten mir freundlicherweise Dr. Henner Berzau und Uschi Werner, die Nichte von Grete Fluss, ihre Materialsammlung zur Verfügung.

HAH

»Kölner Stadttore«

Von der Ulrepforte bis zum Frankenturm

Die Welt ist voller Geschichten, und immer gibt es mehr zu erzählen, als auf den Seiten unserer »Alt-Köln«-Hefte untergebracht werden kann. In Heft 64 war zum ersten Mal von der Medaillenserie der Kreissparkasse Köln zum Thema »Kölner Stadttore« die Rede. Damals haben wir die Medaille zum Thema Severinstor in Wort und Bild vorgestellt. In Heft 67 folgten Bayenturm und Bottmühle, in Heft 69 Pantaleonstor und Bachtor; in Heft 70 wurden die zugehörigen Kommentar-Texte nachgetragen, so wie sie mit jeder Medaille auf einem Beipackzettel im Schmuck-Etui geliefert werden. In Heft 74 schließlich waren Weyer- und Schaafentor, Hahnen-, Ehren- und Friesentor als Medaillen-Motive an der Reihe. Inzwischen ist die Serie aus zwölf Medaillen längst komplett, und längst hätten wir auch hier unsere Informationen vervollständigen sollen. Das geschieht nun in diesem Heft, indem wir die sechs noch ausstehenden Medaillen in Wort und Bild präsentieren.

Ulrepforte

Die Ulrepforte trägt ihren Namen, wie die zu ihr hinführende Ulrichgasse, nach den Töpfern, altkölnisch Uler und Üler, hochdeutsch Auler und Euler, die mit ihren Brennöfen wohl wegen der von ihnen ausgehenden Brandgefahr in dieser lange Zeit dünnbesiedelten Stadtregion ansässig waren. Die Kölner deuteten das unverständlich gewordene Wort um und sprechen von

Ülepooz, Eulenpforte. Das alte Tor, nicht identisch mit der heute sichtbaren Öffnung, war mit nur 4 m lichter Weite das schmalste im gesamten Mauerhalbkreis. Durchgangsverkehr gab es hier kaum. Daher wurde, wohl kurz nach 1400, dem nördlichen der beiden Tortürme stadtheits ein über 23 m hoher Windmühlenturm vorgebaut, dessen Mühlengang von den noch heute

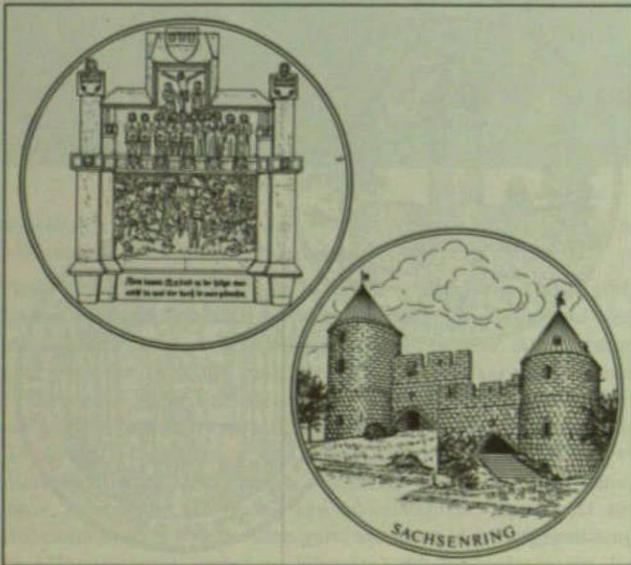


erhaltenen Pfeilern gestützt wurde. Die Mühle, meist Kartäusermühle genannt, blieb bis ins 19. Jahrhundert bestehen. 1885/86 wurde die Toranlage unter Nutzung der ihr feldseitig vorgelagerten Caponnière (Bollwerk) nach dem Plan von Vinzenz Statz zu einer Gastwirtschaft umgebaut. Seit 1955 wurde sie dann zum Hauptquartier der Kölsche Funke rut-wieß von 1823, die auf ihre Art die Tradition der alten Kölner Stadtsoldaten fortführen.

Die Rückseite der Medaille zeigt das zweite, gotische Kölner Stadtsiegel aus dem Jahr 1268. Es zeigt, wie sein 150 Jahre älterer romanischer Vorgänger, St. Petrus mit Schlüsseln und Buch und die Umschrift SANCTA COLONIA DEI GRACIA ROMANE ECCLESIE FIDELIS FILIA (Heiliges Köln, durch Gottes Gnade der römischen Kirche getreue Tochter). Neu als Bildmotiv ist die Stadtmauer mit Zinnen und Toren, ein Beweis dafür, wie stolz die Kölner auf ihre inzwischen der Fertigstellung nahe neue Stadtbefestigung waren.

Mauerrest am Sachsenring

Die Machtkämpfe zwischen der Stadt Köln (also der Mehrheit derer, die in ihr das Sagen hatten) und dem Erzbischof, die 1288 in die Schlacht bei Worringen mündeten, zogen sich lange hin und hatten manche Höhepunkte. Einer von ihnen war die Nacht zum 15. Oktober 1268. Die aus der Stadt verbannte Patrizieropposition der »Weisen« hatte sich mit den adligen Bündnispartnern des Erzbischofs Engelbert von Falkenburg zusammengetan.



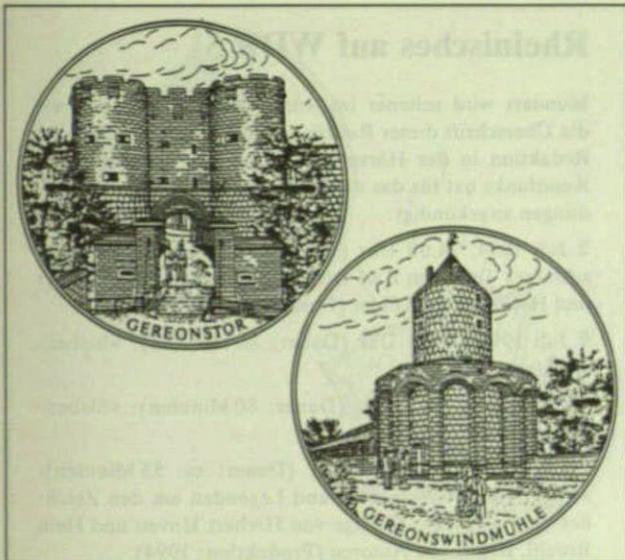
Der Chronist Gottfried Hagen erzählt, daß der Hausierer Haveneit (Habenichts), der in einem der Fundamentbögen der Stadtmauer am heutigen Sachsenring wohnte, gegen Geld ein mächtiges Loch durch die Mauer grub. Aber die nächtlichen Eindringlinge wurden von einem Hermann Finkelbart entdeckt. In blutigem Abwehrkampf blieben die »Freunde«, geführt durch Matthias Overstolz, Sieger, weil die Zünfte auf ihrer Seite eingriffen. Das Mauerstück wurde erneuert. Ein Denkmal, rund hundert Jahre später errichtet, erinnert an die überstandene Gefahr. Man bezeichnet es als das älteste Kölner Profandenkmal, aber es wird gekrönt von einem Kreuz und zeigt, wie Engel und Teufel am Kampf beteiligt sind und die Kölner Heiligen die Stadt schützen. Seit 1983 befindet sich das 1886 von Dombildhauer Peter Fuchs erneuerte Original im Kölnischen Stadtmuseum.

In den letzten Jahren haben die Blauen Funken (Kölner Funken-Artillerie Blau-Weiß von 1870 e. V.) und die Prinzengarde (Prinzen-Garde Köln 1906 e. V.) die beiden Halbtürme an den Endpunkten des erhaltenen Mauerstücks zu ihren Karnevalshochburgen ausgebaut. Die Stadt belohnte das finanzielle und ideelle Engagement mit der Vergabe neuer Adressen: Blau-Funken-Weg (1983) und Prinzen-Garde-Weg (1984).

Gereonstor und Gereonswindmühle

Das Gereonstor ist wohl zufällig erst 1259 erstmals genannt, aber wohl tatsächlich eines der jüngeren unter den Toren der Kölner Stadtmauer. Jedenfalls wies sowohl sein feldseitiges als auch sein stadtseitiges Portal einen Spitzbogen auf. Es gehörte zum häufigsten Tortypus, dem Doppelturmtor, aber im Gegensatz zu den anderen Toren waren die beiden Flankentürme hier unsymmetrisch: der nördliche halbrund, der südliche dreiviertelrund. Von der Plattform des Torbaus über den zwei Obergeschossen waren neben den Zinnen die Gußerker zu erreichen. Es war nichts Gutes, was dort auf mögliche Angreifer von oben herabgekommen wäre. – Auf der Innenseite des Torbaus lag der ausgedehnte Stiftsbezirk von St. Gereon. Daher hatte dieses Tor keine Verkehrsbedeutung, seit mindestens 1528 war es vermauert, erst 1829 wurde wieder eine Durchfahrt geschaffen. – Im Torbau befanden sich zeitweise sechs Gefängnisräume; von deren einem wird berichtet, daß man in ihn nur durch Hinaufhängeln an einem Seil gelangen konnte. – 1882 wurde die Toranlage, obwohl sie als der am besten erhaltene Wehrbau der Stadtbefestigung galt, abgerissen. Ganz in der Nähe, an der Ecke Gereonshof und Von-Werth-Straße, war am 11. Juni 1881 die erste Bresche in die Mauer gesprengt worden.

Die Gereonswindmühle, manchmal auch (nach dem an der Stelle des späteren Klingelpütz-Gefängnisses gelegenen Augustiner-



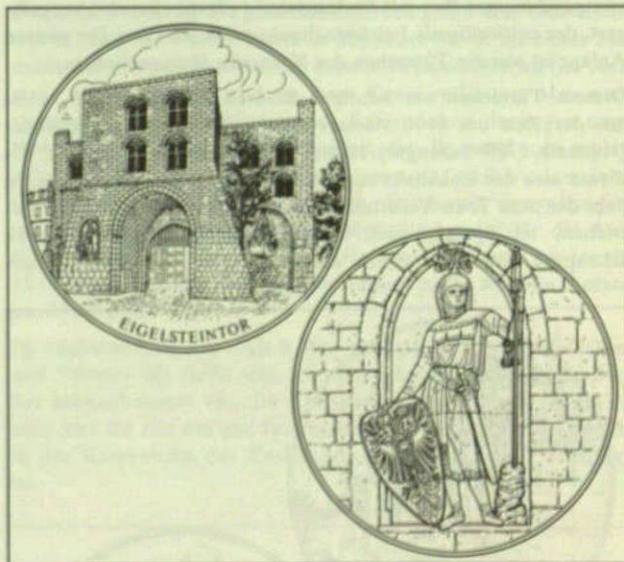
chorherren-Konvent) Herrenlechnam-Mühle genannt, wurde wohl um 1400 auf einem der insgesamt 52 an der Landseite gelegenen Wehrtürme, auch als Wichhäuser (Kriegshäuser) bezeichnet, errichtet. 1838 ging sie für 1440 Taler in Privateigentum über; wohl auch deswegen blieb sie bei der Niederlegung der Stadtmauer erhalten.

Allt widder e Schnäppche!

Immer wieder einmal können wir unseren Mitgliedern die Gelegenheit bieten, eine Lücke im Kölsch-Bestand ihres häuslichen Bücherschranks zu füllen. Diesmal handelt es sich um das Buch »Bei uns derheim« von Gustav Wodarczyk, erschienen 1979 mit neun Zeichnungen von Alfred E. Küssbauer (ALEKS). Gustav Wodarczyk, 1921 geboren, 1985 gestorben, gelernter Schmied, dann in Dellbrück als Fischhändler tätig, gerät allmählich in Vergessenheit. Wir werden etwas dagegen tun müssen. – Schreiben Sie mir bitte bis zum 15. September, was Sie für dieses Buch ausgeben wollen. Wenn Sie das höchste Gebot abgeben, erhalten Sie den »Zuschlag«, andernfalls nur einen freundlichen Gruß. Der Erlös kommt dem Vereinsarchiv zugute, dient also einem guten Zweck. – Meine Adresse lautet: Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29, 50676 Köln.

Eigelsteintor

Nach alter Kölner Überlieferung steckt im Straßennamen Eigelstein das lateinische Wort aquila, Adler. Gerne möchte man dabei an die römischen Legionsadler denken. Einen wirklichen Beweis dafür gibt es nicht. Sicher ist nur, daß das Tor nach der Straße benannt ist, die seit römischer Zeit in Richtung Neuss führt. Aus der Zeit, als Französisch in Köln Amtssprache war, stammt der Stein mit dem zweisprachigen »Porte de l'aigle – Adlerpforte«, der sich noch heute im Durchfahrtbogen des Tores »in situ« befindet. Der Torbau, in seiner Verkehrsbedeutung Gegenstück zum Severinstor, wieder eine Doppelturmanlage, unten aus Säulenbasalten, oben bis zu den Turmzinnen aus Tuffsteinen errichtet, das landseitige Portal spitzbogig, 5,80 m breit und im Scheitel 7,50 m hoch, blieb, wenn auch ohne die ausgedehnten und aufwendigen Vorbauten, 1881 erhalten, wurde aber



im letzten Weltkrieg beschädigt. Unter dem Gewölbe des östlichen Torturms hängen seit 1926 die Trümmer eines Rettungskutters des Kreuzers »Cöln«, der am 28. August 1914 vor Helgoland versenkt wurde; bis auf einen Mann kam die gesamte Besatzung ums Leben.

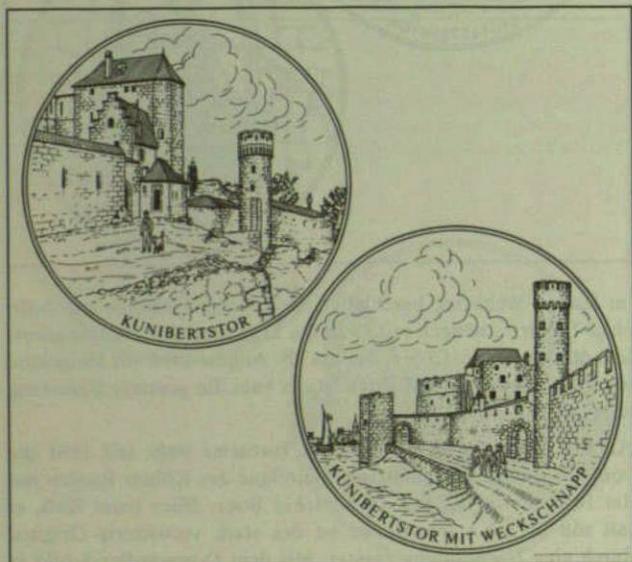
An der Stadtseite des westlichen Torturms steht seit 1891 die von Christian Mohr gefertigte Steinfigur des Kölner Bauern mit der Inschrift: »Halt faß do Kölscher Boor. Blied beim Rich, et fall söß ov sor.« Inzwischen ist das stark verwitterte Original durch eine Nachbildung ersetzt. Mit dem Doppeladler-Schild in

der Rechten, das breite Schwert umgehängt, den Dreschflegel in der Linken, vier mächtigen Stadttor-Schlüsseln am Arm, verbildlicht er die freie Wehrhaftigkeit, die defensive Stärke der Stadt.

Kunibertstor und Weckschnapp

Das nördliche Gegenstück zum südlichen Bayenturm war die aufwendige Anlage der Kunibertstorburg. Wie jener markierte sie den fortifikatorisch wichtigen Punkt, an dem die halbkreisförmige Landmauer an die Rheinmauer stieß. Die Torburg bestand vor allem aus zwei massiven rechteckigen Türmen, durch deren westlichen das (zeitweise vermauerte) Kunibertstor führte. Der zu ihm übereck stehende rheinnähere Turm wurde durch eine unmittelbar am Ufer gelegene »Ark« ergänzt. Die Mauer zwischen Turm und Ark war von einer Bogenöffnung für den Leinpfadverkehr durchbrochen. Stadtseitig war dem Ostturm ein zweigeschossiger Bau mit Stufengiebel (»Trappejivvel«) vorgelagert, der zeitweilig als Leichenschauhaus diente. Von der ganzen Anlage ist nur ein Türmchen des Vorwerks übriggeblieben.

Diesem Türmchen am heutigen Konrad-Adenauer-Ufer, wohl aus der Zeit um 1400 stammend, wurde schon vor 1800 der (erstmal 1709 bezeugte) Name »Weckschnapp« beigelegt. Es diente also der Lokalisierung der Sage von einem Gefängnis, in dem der zum Tode Verurteilte, vom Hunger zum Wahnsinn getrieben, im Sprung nach einem hochaufgehängten »Weckschnappte und dann durch einen Schacht, von Messern zer-



93-20

Rheinisches auf WDR 5

Mundart wird seltener im Rundfunk. Daher haben wir die Überschrift dieser Rubrik geändert. – Die Rheinische Redaktion in der Hörspielabteilung des Westdeutschen Rundfunks hat für das dritte Quartal 1994 folgende Sendungen angekündigt:

2. Juli 1994, 14.00 Uhr (Dauer: 72 Minuten): »Siebenschläfer« Teil I von Karl Otto Mühl, Regie: Burkhard Ax und Heinz Dieter Köhler (Produktion: 1979).

9. Juli 1994, 14.00 Uhr (Dauer: 80 Minuten): »Siebenschläfer«, Teil II.

16. Juli 1994, 14.00 Uhr (Dauer: 80 Minuten): »Siebenschläfer« Teil III.

27. August 1994, 14.00 Uhr (Dauer: ca. 55 Minuten): »Vogelfallen. Geschichten und Legenden um den Zeichner Anton Hoch«, Collage von Herbert Hoven und Heiner Bruehl, Regie: die Autoren (Produktion: 1994).

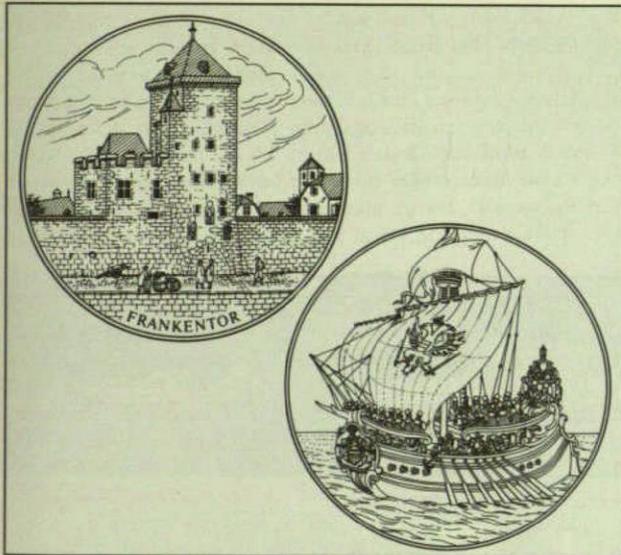
10. September 1994, 14.00 Uhr (Dauer: ca. 55 Minuten): »Verdi, Würstchen und Verwirrung« von Maria Franziska Schüller und Cornelia Walter, Regie: Uwe Schareck (Produktion: 1994).

1. Oktober 1994, 14.00 Uhr (Dauer: ca. 60 Minuten): »La bonne ville de Cologne« von Carl Dietmar (Produktion: 1994).

fleischt, in den Rhein stürzte. Diese Sage mag von der beim Eisgang im Jahr 1784 zerstörten Ark auf das Türmchen übertragen worden sein. Bauwerke dieser Art mit ihren verliesartigen Untergeschossen, in die man sich nur durch Luken an einem Seil hinablassen konnte, gaben der Phantasie reichliche Nahrung. Dem Türmchen jedenfalls verschaffte die Sage eine solche Popularität, daß nach ihm im 19. Jahrhundert die ganze Gegend den Namen »Am Thürmgen« trug. Davon zeugt bis heute der Straßename »Thürmchenswall«.

Frankenturm

Im Vergleich mit dem Halbkreis der Stadtmauer im Zuge der heutigen Ringstraßen war der zum Rhein hin gelegene kleinere Teil zwar weniger eindrucksvoll, aber dafür malerischer. Die vielen Darstellungen des Rheinpanoramas wußten das zu schätzen. Erhalten von den Toren und Türmen ist nichts.



Nur aus alten Abbildungen bekannt ist auch der Frankenturm, Namengeber von Frankenwerft und Frankenplatz. Fünfgeschosig reckte er sich empor, versehen mit einem Treppentürmchen und außen verziert mit den Standbildern der Heiligen Drei Könige in kleeblattförmigen Nischen. Seine Toröffnung war meist zugemauert. Der Turm wurde zum wichtigsten städtischen Gefängnis, vor allem für Untersuchungshäftlinge. Die oberen Geschosse wurden 1823 abgetragen, der Rest 1856 dem Erdboden gleichgemacht.

Die Rückseite der Medaille zeigt eine allegorische Darstellung der Stadt Köln, die berühmte Ratsschiff-Allegorie. Die Befestigungsanlagen der Stadt waren eine entscheidende Voraussetzung

für Sicherheit, Unabhängigkeit und Freiheit. Aber die Bürger wußten, daß mehr dazu gehörte. Das zeigt beispielsweise die Allegorie des Stadtreiments in Gestalt eines Ratsschiffs, angefertigt von Johann Toussyn und Abraham Aubry um 1560. Unter dem im günstigen Wind geschwellten Großsegel mit dem kaiserlichen Doppeladler sieht man die beiden Bürgermeister und die gewählten Ratsherren in Amtstracht. Ihnen leuchtet die Gnade Gottes (mit dem alttestamentlichen Jahwe-Namen) und der Madonna mit dem Kind. Auch die Kräfte der Natur, versinnbildlicht durch die Wassergeister, sind ihnen hold. Die Stadt hat Glück und Segen verdient, weil Klugheit, Gerechtigkeit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit, Liebe, Glaube und Hoffnung die sieben Ruder führen.

Schlußbemerkung

Die aufmerksamen und gedächtnisstarken Leser von »Alt-Köln« wissen, daß der Heimatverein in doppelter Weise an dieser Medailleserie beteiligt ist: durch seinen Vorsitzenden an der Auswahl der Bildmotive und an ihrer Kommentierung, aber auch zugunsten des Vereinsarchivs am Erlös. Schon deswegen empfehlen wir den Kauf dieser Medaillen, die alle zwölf noch erhältlich sind. Aber wir tun das auch deswegen, weil wir von ihrer Qualität überzeugt sind und meinen, daß sie ein sinnvolles Geschenk darstellen. Der Preis pro Medaille beträgt für die Ausführung in Handpatinierung mit Hochreliefprägung mit jeweils 15 Gramm Feinsilber 999 im Etui immer noch, wie von Anfang an, 55,00 DM.

Im nächsten Heft von »Alt-Köln« wird von der Broschüre »Tore und Türme« die Rede sein, die den seinerzeitigen Abonnenten der Medailleserie von der Kreissparkasse kostenlos zugesandt wird und für alle übrigen Interessenten zum Preis von 10,00 DM in der Kassenhalle der Kreissparkasse am Neumarkt erhältlich ist.

Köln in Redensarten aus dem Wildenburger Ländchen

Zeugnisse einer ziemlich distanzierten Bewunderung

Zur Vorbereitung unserer September-Studienfahrt nach Schleiden und Hellenthal soll auch dieser Beitrag dienen, den auf meine Bitte hin Lehrer Manfred Konrads aus Manscheid, einem verwaltungsmäßig und postalisch zu Hellenthal gehörenden Ort im Wildenburger Ländchen, kurzfristig für »Alt-Köln« verfaßt hat. Die mundartlichen Worte und Sätze dieses Beitrags sind in der sogenannten Rheinischen Dokumenta geschrieben, einer Orthogra-

phie, die sich von den in Köln üblichen Schreibweisen in einigen Punkten unterscheidet: Alle langen Vokale werden verdoppelt (»Doom«), und zwar ohne Rücksicht auf die Rheinische Schärfung, nach der wir in Köln zum Beispiel »Puute« (Kinder) und »Pute« (Pfoten) unterscheiden; alle übrigen Vokale sind kurz, ohne daß diese Kürze zusätzlich durch Verdoppelung des nachfolgenden Konsonanten gekennzeichnet wird (»versqf«); auch sonst

wird geschrieben, was man hört, also »Reng«, gleichgültig, ob »Rhein« oder »Ring« gemeint ist; für z steht ts (*tsə Kōlə«); die Kombination st und sp erscheint als scht und schp (*Schtrqqs«); q ist das offene o wie in kölschem »Pqqz«, aber ɛ ist ein e wie in hochdeutschem »Kappe« oder »machen«; ʃ ist das stimmhafte s (*ʃeen«), s das stimmlose (*Waser«). Das meiste versteht sich von selbst, vor allem hier, wo jeweils eine Übersetzung beigelegt ist.

HAH

In der Eifel, im Südwesten des Kreises Euskirchen, liegt das Wildenburger Ländchen. Es ist das Kerngebiet der ehemaligen Herrschaft Wildenburg und umfaßt zehn Dörfer mit rund 900 Einwohnern. Gewöhnlich wird dieses Gebiet »Heetlänkchə« (Heideländchen) oder kürzer »Länkchə« bzw. auch schon, der hochdeutschen Lautung angenähert, »Läntchə« (Ländchen) genannt. Zwecks besserer Lokalisierung und zur Unterscheidung von anderen Ländchen im Rheinland sagt man heute meist Wildenburger Ländchen.

Die Orte des Ländchens mit ihren Gemarkungen sind in der mittelalterlichen Rodungszeit entstanden. Noch heute ist das ganz landwirtschaftlich geprägte Gebiet fast ringsum von großen Wäldern umgeben. Die ersten bekannten Herren des Landes sind die Herzöge von Limburg (im heutigen Belgien). Diese vererben es an die Herren von Reifferscheid, von denen sich um 1200 die Herren von Wildenburg abspalten. Nach deren Aussterben kommt das Gebiet 1335 als Unterherrschaft an Jülich. Im Jahre 1715 erwirbt die Abtei Steinfeld, die Kurköln untersteht, die



Blick aufs Wildenburger Ländchen



Erntezeit im Ländchen

Herrschaft Wildenburg. Nach dem Untergang des Alten Reiches verteilen die Franzosen das Territorium auf die Bürgermeistereien Reifferscheid, Hollerath und Wahlen, die auch in der Preußenzeit weiterbestehen. Das Ländchen gehört zur Gemeinde Wahlen, bis es 1972 der Gemeinde Hellenthal angegliedert wird, die schon 1820 die Nachfolge Reifferscheids angetreten hatte.

Kirchlich hat das Ländchen, dessen Bewohner noch heute fast alle katholisch sind, bis zur Bildung der Diözese Aachen im Jahre 1930 zum Erzbistum Köln gehört.

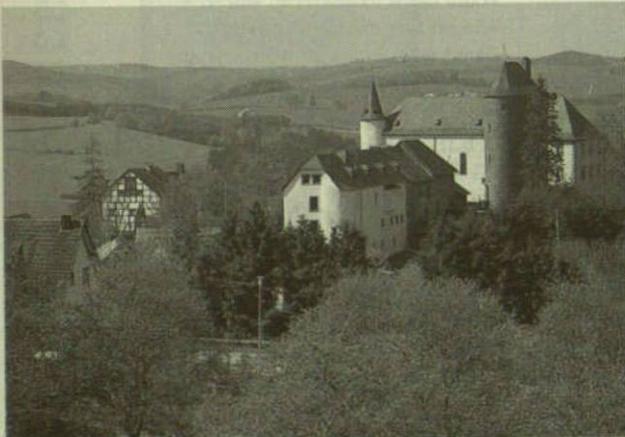
Wenn auch die Mundart des Wildenburger Ländchens dem großen ribuarischen oder Kölner Sprachraum angehört, weist sie doch einige Merkmale auf, die sie von der Sprache der Nachbardörfer unterscheidet. Sie ist bis heute in fast allen Familien lebendig.

Köln ist vom Ländchen rund 80 km entfernt. Das war unter den Reisebedingungen früherer Zeiten eine beträchtliche Entfernung. Andererseits bestanden und bestehen viele verwandtschaftliche Beziehungen zur großen Domstadt am Rhein. Diese Voraussetzungen haben sich auch in den Redensarten ausgewirkt.

Für die Menschen im Ländchen sind die Kölner die »Kōlschə«. Despektierlich nennt man sie »kōlsch Kraadə« (Einzahl »ən kōlschə Kraat«). Die Kölner Hohe Straße gilt als Inbegriff von Betriebsamkeit und Menschengewimmel: »Dqq es ɛnɛ Bɛtriip wi tsə Kōlə op der Huuschtrqqs« (Da ist ein Betrieb wie zu Köln auf der Hohen Straße).

Der Kölner Dom ist zwar von keiner Erhebung des Ländchens aus zu sehen, ist aber jedermann ein Begriff. Mit kleinen Kindern treibt man Schabernack, indem man sie fragt: »Şol ich dich ęns der Kölner Doom kike l qsę?« (Soll ich dich einmal den Kölner Dom sehen lassen?) oder »Şol ich der ęns der Kölner Doom tseeję?« (Soll ich dir einmal den Kölner Dom zeigen?). Wenn das ahnungslose Kind die Frage bejaht, zieht man es an beiden Ohren in die Höhe und fragt so oft »Kastęn ęeen?« (Kannst du ihn sehen?), bis es vor lauter Schmerz einfach »ja« sagt.¹⁾

»Ęę k lschę Wisch maachę« (einen kölschen Wisch machen) heißt es, wenn man es beim Saubermachen, besonders an schwer zugänglichen Stellen, nicht allzu genau nimmt.²⁾



H henburg mit Kirche und Johannesturm in Wildenburg

Wer beim Skatspielen zu lang die Karten mischt, hört von ungeduligen Mitspielern »Tşę K lę h t sich at ęns eenę duęt ję-misch« (zu Köln hat sich schon mal einer totgemischt).

Wenn ein Messer sehr stumpf ist, heißt es »Dat M ts es ęşu shtup, d q kastę drop n q K lę regę« (Das Messer ist so stumpf, da kannst du drauf nach Köln reiten).³⁾

F hrt jemand nach Köln, gibt man ihm den scherzhaften Rat »Pas op, dat der Hongsv ngęr dich net kret« (Paß auf, daß der Hundef nger dich nicht kriegt).

Von Männern, die eigens zum Bordellbesuch nach Köln fahren, wird gesagt »D  v at şich n q K lę dę H q r schnegę l qsę« (Der f hrt sich nach Köln die Haare schneiden lassen) oder »D  l q t sich tşę K lę dę H q r schnegę« (Der läßt sich zu Köln die Haare schneiden).⁴⁾

Kölner Rhein-Seilbahn. Vom Zoo über'n Rhein zum Rheinpark schweben. Das Panorama genießen. Wir sind dabei:

Denn wir sorgen dafür,
daß Ihre Freizeit zum
Erlebnis wird.
Durch Strom von GEW.

Und mit uns erreichen
Sie sicher und schnell
Ihr Ausflugsziel:
Mit Bahnen und Bussen der KVB.



Gas-, Elektrizitäts-
und Wasserwerke Köln
Aktiengesellschaft



Kölner
Verkehrs-Betriebe
Aktiengesellschaft



Unsere Leistung läßt Köln leben.

Tünnes und Schäl, im Ländchen »Tünēs on Scheal«, werden erst in zweiter Linie als Kölner Originale angesehen; beide sind so im Bewußtsein der Menschen verankert, daß sie beinahe als Einheimische gelten.

Auch »et kölsch Hänēsje« ist den meisten im Ländchen bekannt. Ob die Redewendung »Ich loōsēn doch net et Hänēsje mot mir maachē« (Ich lasse doch nicht das Hänneschen mit mir machen, das heißt: mich zum Narren halten) wirklich auf das berühmte Kölner Puppentheater zurückgeht, sei einmal dahingestellt.

Besonders anschaulich sind schließlich die zwei folgenden Redensarten:

Will jemand unterstreichen, daß seine Entscheidung unabänderlich ist, bekräftigt er seine Äußerung mit »On wa Kōlē basch!« (Und wenn Köln birst!). Zum Beispiel: »Ich doon dat jō net on wa Kōlē basch!« (Ich tue das ja nicht und wenn Köln birst).

Und ist einer voller Arbeitswut, kann man ihn sagen hören »Jong, hōk könt ich dr Doom afseefē!« (Junge, heute könnte ich den Dom abseifen!).

An das Ende seien noch zwei Redensarten gestellt, die sich nicht auf Köln, aber auf den Rhein beziehen.

Wenn man etwas, das in ausreichendem Maße oder im Überfluß vorhanden ist, nicht noch vergrößern oder vermehren will, begründet man dies mit »Dat wäär jō Wasēr en dr Reng jēschoth« (Das wäre ja Wasser in den Rhein geschüttet). Vergleichbar ist die Redensart »Das hieße Eulen nach Athen tragen«.

Hat jemand zu Unrecht eine hohe Meinung von sich, vor allem von seinem Aussehen, holt man ihn vom hohen Pferd herunter mit dem Satz »Ēt šen at schönēre em Reng vērsōfē« (Es sind schon schönere im Rhein ertrunken).

Manfred Konrads

Bildnachweis

S. 1, S. 15 und S. 16 (2 x): Grete-Fluss-Sammlung von Dr. Henner Berzau und Uschi Werner; S. 4: aus »Rheinische Kunststätten« Heft 263, »Schleiden in der Eifel«, 1982, S. 1 (Michael Jeiter, Aachen); S. 8: Privat; S. 17, S. 18, S. 19, S. 20 und S. 21: Archiv HAH; S. 22 (2 x) und S. 23: Manfred Konrads; S. 26, S. 27 und S. 28: Heinz Bauer; S. 33: aus »Erinnerungen an das alte Köln, Zeichnungen Walter Wegener, Texte Rudolf Spiegel«, 1979 (Jahresgabe des Heimatvereins Alt-Köln), S. 113.

In den nachfolgenden Anmerkungen verweisen wir auf ähnliche Redensarten in anderen Gebieten, von denen in der letzten Zeit hier in »Alt-Köln« die Rede war:

1) Mönchengladbach: »Kōlle kiike loōte« (»Alt-Köln« 68 S. 24), Bergisches Land: »Wotte es Köllen senn?« (»Alt-Köln« 90 S. 11).

2) Bergisches Land: »Maak doch en Köllschen (Wesch)!« (»Alt-Köln« 90 S. 12).

Levvensschöckel

»Et Levve wör nor halv esu schwer,
Wann iwich Fastelovend wör!«
Wie off mer dat ze höre kritt!
Jläuvt mer, dat es de Wahrheit nit!
Wöll luuter mer der Jeck bloß maache,
Wie faßjefrore wör uns Laache!
Och Jringköpp woodte hatt wie Stein!
Wä immer laach, laach off allein!
Erop – erav, erav – erop,
Su rejestreere meer em Kopp,
Wat Leid bedück, wat Freud bedück:
Ens löst'je, ens bedrövtē Lück!
Nor wat mer nit es, kann mer wāde!
Dat Wähßelspill met uns op Äde
Muß mer bejriefe un verston:
Mer sin jekumme . . . un . . . mer jon!
Et Levve, jläuvt, wör dubbelt schwer,
Wann iwich Fastelovend wör!
De Freud un et Leid han ehre Pries:
Meer sin der Bewies!

Henner Berzau

3) Mönchengladbach: »Dat Mäzz, dat ös-eso stupp, dō kam'mer möt de Vott drop no Kōlle rije, dō weet merr neet, wo-merr drop jesiä'te had« (»Alt-Köln« 68 S. 23); Bergisches Land: »Dat Metz ess su schlie, do kass de (mēm bläcken Äarsch) dropen noh Köllen rieden« (»Alt-Köln« 90, S. 12); Niederlande und Flandern: »Dat Mes is zo stomp (bot), je kunt er wel met je gat (kont) op naar Keulen rijden« (»Alt-Köln« 92 S. 17).

4) Bergisches Land: »He fährt noh Köllen de Hóor schnieden löoten« (»Alt-Köln« 90 S. 12).



Peter Caspers
Willi Reisdorf

Op Kölsch jesaat

Wörterbuch
Hochdeutsch – Kölsch

260 Seiten
über 20.000 Wörter;
Format 17,5 x 25,3 cm,
vierfarbiger Einband,
DM 39,80



**Kölle läv et
janze Johr**

De fünf Johreszigge
Auswahl: Willi Reisdorf
Herausgeber: Akademie
für uns kölsche Sproch

192 Seiten,
Format 12 x 20 cm,
vierfarbiger Einband,
DM 24,80



Margareta Schumacher

**Kölsche Lück
un Hellije**

Einleitung:
Max-Leo Schwering

216 Seiten
24 vierfarbige und
44 schwarzweiße Abbildun-
gen; Format 16 x 23,5 cm,
vierfarbiger Schutzum-
schlag, Leinen,
DM 39,80



Greven Verlag Köln

Bezug nur über den Buchhandel!

Gedanken – Splitter und Balken

Aphorismen von Oscar Herbert Pfeiffer (Folge 3)

Es gibt Leute, bei denen hätte es keinen Zweck, ihnen etwas zu erzählen: Sie würden es nicht weitererzählen.

Auch die friedlichsten Menschen müssen Hähnchen töten, wenn sie grillen wollen.

Wenn man die Sprache des andern nicht versteht, dann wenigstens seine Tränen.

Wir sind schneller glücklich, aber länger unglücklich.

Wenn man den Tod begraben könnte, das gäbe eine Beerdigung! Aber noch kein Jahr, so käme einer, der Leid hat, und grübe ihn wieder aus.

Der Einsame, das ist die Hölle ohne Feuer.

Wie oft wollen wir getröstet werden, und wenn wir es werden, können wir das Gerede nicht ertragen. Trost kommt von innen oder von oben.

Vor einem Grabe kniet man wie in einem Beichtstuhl.

Den verhaßtesten Feind kann man zu Lebzeiten immer noch um Verzeihung bitten, den geliebtesten Toten nicht mehr.

Lachen befreit, Weinen erlöst.

Am Wege der Reue stehen keine Bänke.

Wenn man nicht vergessen könnte, stürbe man am Erinnern.

Das Gewissen hat ein besseres Gedächtnis als der Kopf.

Ehe Du ein Ohr findest, das Dir zuhört, findest Du ein Dutzend Mäuler, die auf Dich einreden.

Ob wir jemandem unsere Gedanken oder unsere Gefühle offenbaren, hängt davon ab, ob wir ihn achten oder ihm vertrauen.

Wenn Du niemanden mehr hast, zu dem Du lieb sein kannst, stehst Du vor dem Himmel, und er öffnet sich nicht.

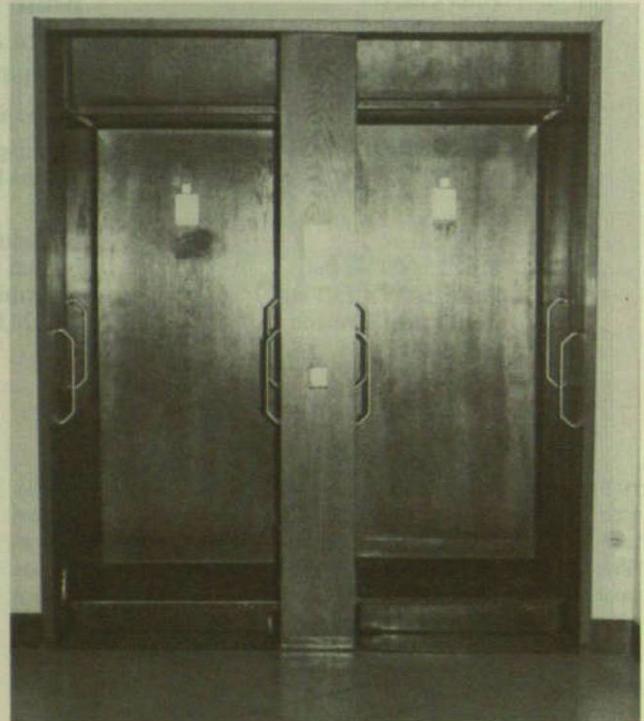
Es ist ein hartes Los, ein weiches Herz zu haben.

Je ausgeprägter ein Spruch ist, desto mehr nähert er sich seinem Gegenteil. »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«: Es gibt fast genau so viele Fälle, wo das Umgekehrte richtig ist.

Abschied vom Paternoster?

Plädoyer für die Erhaltung der letzten Kölner Umlaufaufzüge

Die Paternoster, offiziell als Umlaufaufzüge bezeichnet, sind vom »Aussterben« bedroht. Die Gründe, die für ihre Stilllegung und das Verbot ihrer Benutzung durch Personen ins Feld geführt werden, sind nicht überzeugend. Der Heimatverein Alt-Köln ist von dieser Angelegenheit insofern unmittelbar betroffen, als sein Archiv im Hansaring-Hochhaus untergebracht ist, das über einen der letzten Kölner Paternoster verfügt. Aber auch die übrigen Aufzüge dieser Art müssen inzwischen als Denkmäler der Technikgeschichte und der Baugeschichte überhaupt gelten, die nicht ohne Not aufgegeben werden dürfen. Die weitere Benutzung des Paternosters sollte jedenfalls überall da freigestellt werden, wo neben ihm ein moderner Kabinenaufzug zur Verfügung steht. Im Hansaring-Hochhaus, 1925 von dem Kölner Architekten Jakob Koerfer fertiggestellt (siehe Heft 59 von »Alt-Köln« Seite 14), ist der Paternoster fester Bestandteil der Konzeption des Architekten für das »Funktionieren« des Gebäudes; seine Stilllegung oder Entfernung





würde den Charakter des Ganzen erheblich ändern. Baudenkmäler bestehen doch nicht nur aus Fassaden! Ich erinnere mich daran, wie stolz man in Wien das Gebäude des Postsparkassenamtes von Otto Wagner als »architektonisches Gesamtkunstwerk« zeigt, in dem selbst Details wie Fensterbänke oder Schemel unverändert erhalten sind. In diesem Sinne plädieren wir mit Nachdruck für die Erhaltung der letzten Kölner Paternoster. – Im Hansaring-Hochhaus liegen übrigens Unterschriftenlisten aus, in die sich Paternoster-Liebhaber eintragen können. – Zur Information drucken wir hier einen Beitrag von Professor Dr.-Ing. Fritz Hilgers, dem langjährigen Vorsitzenden des Ortsverbandes Köln im Rheinischen Verein für Denkmalpflege und Landschaftsschutz, ab, der zuerst in der Zeitschrift »Rheinische Heimatpflege« 1993, S. 147–148, erschienen ist. Dem Verfasser (er ist mit dem Vorsitzenden des Heimatvereins weder verwandt noch verschwägert) danken wir für seine Zustimmung zu diesem Wiederabdruck. HAH

Paternoster ade!

Baudenkmale aus alter Zeit entsprechen gelegentlich nicht mehr den heutigen Bauvorschriften, die dazu dienen sollen, Unfallrisiken soweit wie möglich auszuschließen. In einem für seine

Gründlichkeit bekannten Land wie der Bundesrepublik schießen die Sicherheitsbeauftragten allerdings gerne übers Ziel hinaus. Teils, weil sie einer totalen Perfektionierung verfallen sind, teils aber auch, weil massive wirtschaftliche Interessen dahinter stecken.

So leidet gelegentlich der einzelne Bürger, aber auch Institutionen wie die Denkmalpflege, unter übertriebenen Forderungen von Sicherheitsfanatikern! Jüngstes Beispiel ist die Verordnung des Arbeitsministers zur Stilllegung von Personal-Umlaufaufzügen bis Ende 1994. Das heißt: Ade Paternoster!

Daß wirtschaftliche Interessen bei dieser Aktion eine große Rolle gespielt haben dürften, zeigt die Zusammensetzung des Aufzugausschusses, in dem neun Vertreter von der Hersteller- und Betreiberseite moderner Aufzugsanlagen die Meinung in ihrem Sinne beeinflussen konnten.

Um bei der Debatte im Bundesrat die Gemüter zu beruhigen, hat man mit Rücksicht auf die Denkmalpflege eine Ausnahmeregelung aufgenommen, die aber so viele Sicherheitsecken – sprich Auflagen – enthält, daß sie in der Praxis nicht anwendbar ist.

Paternoster – seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts in vielen Häusern mit starkem Verkehr eingebaut – stellen ein Stück lebendiger Technikgeschichte dar und sind damit Objekte, die nach den Denkmalschutzgesetzen zu erhalten und zu pflegen sind.

So sind sie denn auch in großer Zahl in die Denkmallisten eingetragen. Besonders schutzwürdig sind sie dort, wo sie als Teil eines Baudenkmals ihren Zweck erfüllen.

Würden die Paternoster tatsächlich ein so großes Sicherheitsrisiko bedeuten, wie man uns glauben machen will, dann wären sie wohl kaum bis in die 60er Jahre eingebaut worden. So schrieb Ernst Neufert in seiner seit Jahrzehnten anerkannten Bauteurlehre den Paternoster betreffend: »Umlaufaufzüge sind sehr geeignet für starken anhaltenden Verkehr nach allen Stockwerken. Geringe Unfallmöglichkeit, Abnutzung, Stromkosten und Unterhaltung... Förderleistung in 8 Stunden 2400–3000 Personen.«

Aus einem Artikel im »Spiegel« 2/93 geht hervor, daß sich mancherorts Denkmalbehörden und interessierte Bürger für die Rettung, d. h. den Weiterbetrieb, von Paternostern zusammenschließen.

Weshalb kommt zumindest von seiten der Behörden dieser Einsatz so spät und auch noch nicht landesweit? Warum hat sich der Denkmalschutz nicht gemeldet, als der Aufzugausschuß daran ging, Material gegen den Paternoster zusammenzustellen?



Hier hat eine Interessengruppe geschickt die Nachteile unseres sonst so guten föderativen Systems ausgenutzt. Denkmalschutz ist Landessache, kommt eine Verordnung vom Bund, so scheint man bedauernd die Schulter zu zucken.

Für historische Baudenkmäler sind Ausnahmeregelungen eine existentielle Notwendigkeit. Aber keine Pseudo-Ausnahmeregelung, wie sie der Denkmalausschuß nicht einmal formuliert, sondern nur schemenhaft angedeutet hat: Unter anderem müsse an jeder Station ein Helfer postiert werden! Das hätte doch dem sonst so cleveren Arbeitsminister als unpraktikabel auffallen müssen!

Was ist zu tun? Wir müssen eine Ausnahmeregelung ohne »Wenn und Aber« fordern. Die Denkmalbehörden aller Bundesländer sollten das Heft in die Hand nehmen, um die überzogenen, weil grundlosen Forderungen einer Lobby rund um die Hersteller und Betreiber moderner Aufzugsanlagen in die Schranken zu weisen.

Fritz Hilgers

Stichwort »Dat kennen ich doch!?!«

Zehnte Folge unserer »Alt-Köln«-Preisauflage

Tanten haben manchmal eine große Bekanntschaft. Das gilt auch für die »Tant Fränz« aus dem »Kofferjasser Veedel«. Von ihren Bekannten haben sich immerhin zweiunddreißig »Damen un Häre« gemeldet: Friedrich Antweiler, Heinrich Bergs, Maria Beschow, Elfriede Braun, Toni Buhz, Josef Casel, Roswitha Cöln, Maria Eichele, Gertrud Felten, Veronika Firmenich, Agnes Gräber, Marga Haene, Walter Jagdmann, Julius Kessen, Otto Kienle, Rudolf Klever, Hermine Kroeber, Irmgard Kürten, Renate Lätsch, Dieter Lorenz, Karl Lorenz, Hans Egon Meyer, Gertrud Nagelschmidt, Heinz Naunheim, Margret Oberle, Karin Pettenberg, Lieselotte Pohl, Willi Reisdorf, Franz Röder, Christine Römlinghoven, Hans Werner Schulz und Mathilde Voß. Sie alle wußten, daß der »Vater« der »Tant Fränz« Karl Küpers heißt. Das Gedächtnis ist manchmal widerspenstig. Toni Buhz hat die Mühen des Suchens in Reime gebracht:

Wä hät dat jesaht? – Wä hät dat jemaht? –
Wä hät akkerat zo Papeer dat jebraht?

Su han ich jerunge un endlich jefunge,
Et es mer jelunge: De Lösung steiht unge...

Das Losglück lachte diesmal Elfriede Braun (»Kölner Domblatt« 55), Julius Kessen (»Geschichte in Köln« 29), Christine Römlinghoven (»Colonia Romanica« VII), Otto Kienle (»Der Herr Schmitz sagt, wie es ist«) und Heinrich Bergs (»Kölner Originale«).

Unsere neue Aufgabe lautet: Nennen Sie Verfasser und Überschrift des Gedichts, das so endet:

Am Eeschte, do verloht üch drop –
Gon met der Meet ich jet erop!

Einsendungen müssen auf einer Postkarte bis zum 10. August 1994 (der Poststempel entscheidet!) gerichtet werden an unseren Schriftführer Hubert Philippsen, Grunerstraße 7, 51067 Köln. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Unter den Einsendern der richtigen Antwort werden diesmal vier Buchpreise ausgelost: »Karneval ohne Maske« von Wolfgang Oelsner und Rainer Rudolph, »Eine Kölner Kindheit« von Helma Cardauns, »Kuckucksnest« mit Kinderliedern von Heinrich Roggendorf und »Die Elstergasse zu Köln« von Hans Schmitt-Rost.

Tant Fränz

Em Koffergasser Veedel wor ens en Frau bekannt,
Die wood vun alle Nohb're »uns got Tant Fränz« genannt.
Se drog 'ne Möhnmantel,¹⁾ en wieße Striffelsmötz²⁾
Un schleifte luter met sich, ov Kält mer hatt ov Hetz,
En bunkte Par'plü,³⁾ mächtig, met koff'rer Peek⁴⁾ un Kröck;
En Birkedos met Schnüffche leet och se nie zoröck.
Ehr Näsge hatt 'ne staatse, 'ne ganz apaate Schwung,
Un öftersch vör⁵⁾ am Timpche⁶⁾ en klitze Taupääl hung.
Gries wore lang ehr Hoore un schrumplich dat Geseech,

Doch gän dät se verzälle: »Ich wor e stödig⁷⁾ Weech,
Ich wor met zwanzig Jöhrcher wie Milch un Blot su fing,
Ich danzte wal am beste Galopp un Sibbesprüng;
Un Junge hatt ich, jömmich, an jedem Finger zwei,
Die hatte mingeetwäge de schönste Knäbbelei.« –

Un wo se sich leet blecke, do heesch et: 'n Dag, Frau Möhn!
Nit woher, Tant Fränz, als Mädche, do wort Ehr wundersön?
Dann dät et Aug ehr lööchte, stolz gingk se un adrett,
Dät ehre Jusep⁸⁾ schwenke grad wie beim Menuett;
Se kräg dä Möhnmantel ganz fing an jeder Timp
Un dät ehr Fößger wiese⁹⁾ met kniggewieße Strümp.

E Jedeech, wie et em Boch steit (14)

Köln von der Bastei gesehen

Es schlägt der Leuchtturm durch die Nacht
Seine unermüdlichen Strahlen.
Es schleichen Schiffe überwacht,
Die lassen sich bezahlen.

Wie Perlenreihen und Geschmeid
Lichtern die Ufer am Rheine.
Ein Mädchen weint ihr Herzeleid
Am Kai auf steile Steine.

Sie trägt ein helles Wiesenkleid
Und steht sonst ganz im Dunkel.
Das Wasser spiegelt kein Herzeleid,
Es spiegelt nur Gefunkel.

Ich rufe schmatzend den Ober herbei.
Er will mich nicht verstehen.
Ich wünsche: Es möchte sich die Bastei
Jetzt karussellartig drehen.

Joachim Ringelnatz

Hans Bötticher, der sich den Künstlernamen Joachim Ringelnatz beilegte, wurde am 7. August 1883 geboren. Als Lyriker stellte er sich in die Tradition des überwiegend heiter pointierten, auf unmittelbare Wirkung bedachten, von den Überraschungseffekten der Gedanken- und Wortspiele lebenden Gedichts. Er trat vor allem in München und Berlin im Kabarett auf und trug seine Gedichte vielfach im Moritaten- und Bänkelsängerton vor. Aus seiner Frühzeit sind Gedichte wie die mit den Anfangszeilen »In Hamburg lebten zwei Ameisen«, »War einmal ein Bumerang«

und »Ein ganz kleines Reh stand am ganz kleinen Baum« bekannt geblieben. Sein bekanntestes Buch, »Kuttel Daddeldu«, trägt den Namen eines von ihm erfundenen Seemanns und erschien erstmals 1920. In Köln hielt Ringelnatz sich im September 1929 und im Oktober 1930 auf. Dabei hatte er ein Engagement in »Groß-Köln«. Außerdem las er in der WERAG, dem Vorgänger des Westdeutschen Rundfunks. In seinen Briefen aus Köln erzählt er von Josef Haubrich, dieser sei von einer Biertonne zu einem Zwirnsfaden abgemagert, aber freue sich offenbar sehr, daß seine Frau gestorben sei, und habe schon wieder geheiratet, einen netten, aber wohl langweiligen Medizinklops. (Die Namen dieser beiden Frauen kann, wer will, in Heft 83 von »Alt-Köln« Seite 14 nachschlagen.) Mit Haubrich und seiner neuen Frau sah Ringelnatz sich auch ein Fußballspiel an. Von der »Kölnischen Zeitung« lernte er, neben dem Sohn des Besitzers, Kurt Neven DuMont, immer nach seinen Angaben, den Chefredakteur Platen, den Redakteur Hildebrand und den Schriftsteller Böhm kennen, die ihn zu einem Frühschoppen einluden, der sich »leider« bis in den späten Nachmittag ausdehnte. Der »Kölnischen Zeitung«, die einige andere Beiträge von ihm veröffentlicht hatte, bot er auch sein Gedicht »Köln von der Bastei gesehen« an, das er erstmals in einem Brief vom 16. September 1929 erwähnt. Bei seinem Köln-Besuch 1930 besuchte Ringelnatz die »Gastwirmausstellung« in der »Pressa« und aß sich, wie er berichtet, an Gratisproben satt: »Braten, Gemüse, Bouillon etc.« – Ringelnatz, der auch Prosa schrieb und malte, starb am 17. November 1934 in Berlin. HAH

Gläuvt, alt un jungk dät juze un maht der gode Möhn
Ganz änz dat Kuplementche, se wör och hüek noch schön.

Dä Mann vum Fränz wor Schuster, 'ne gode drüge Penn,¹⁰⁾
Dä hatt nor för et Ledder un för sing Vügel Senn.
Die Schohn, die hä dät flecke dagsüvver zunder¹¹⁾ Raß,
Drog rundsöm en de Kundschaft Tanz Fränz em Strühkabaß.¹²⁾
Un Sonndags sohch dat Pärche mer en de Faarkirch gonn,
Altfränsch-verdötsch gemustert, dat mallich¹³⁾ stief blevv
stonn. –

Lang hatt et 'su gegange: ob eimol wood gesaht,
Der Antun wör maläzig, hä hätt' sich ald geläht.
Un eß am labereere¹⁴⁾ ens 'ne verschlesse Mann,
Well mallich in kureere, brängk Millezing eran:
Dä kütt me'm Katzefelleche, dä hätt vum Hungk et Schmalz,
Dä bingk im soore Kappes als Ömschlag öm der Hals.
Un wat hä all muß schlecke, wat en hä rieve muß,
Dat hält – et eß kei Wunder – et stärkste Päd nit us.
Den' Döktersch all ehr Künne un Wesse höt dann ob,
Die kumme jede Morge un schödd'le bloß me'm Kopp;
Un wann se endlich sage, dat et »jet besser« wör,
Dann steiht, mer kann drop wedde, et Engk ald vör der Dör.
Su wor et och beim Antun; dä hatt ganz resolveet¹⁵⁾
An Pulver, Pelle, Droppe de halv Ap'thek probeet.
Eesch hatt hä Ping em Rögge, dann trook et en de Bein,
Un noh kaum veezehn Woche, do stund Tant Fränz allein.

Uns Möhn hätt vill gejöömert, gekreesche stell för sich,
De Nohb're däte ziggig¹⁶⁾ an ehr, wat Chresteflich.
Doch wa'mer och dät meine, dat alles jitz se hätt',
Mer kunnt et ehr anmerke: et fählt doch immer jet.
Tant Fränz, die söns em Düst're sich luter hatt' gefürch,
Die ging jitz jeden Ovend zor Koffergasser Kirch.
Do steiht en Gold un Selver, vum Käzesching ömspillt,
De Jumpfer met däm Kingkche, dat koßbar Gnadebild.
Beschötz vun Isertralje¹⁷⁾ vill Praachgeschmeid do hängk,
Do stonn de schönste Blome, vun fromme Lück geschenk. –
Hee dät de Möhn sich kneene, wick vum Gedüusch der Strooß,
Un dät gedöldig wade, bes se allein sich woß,
Dann gingk se an dat Gitter ganz lantsam faß eran
Un fung getreuen Hätzens esu ze bedden an:

»Do leeve Mutter Goddes, do beß uns Fraue got,
Dröm well bei deer ich holle meer neue Levvensmot.
Denk ens: ald sibbe Woche eß jitz der Antun dut,
Ich han't jo wärm em Stüvche un han och noch et Brud,
Doch deit meer jet mankeere,¹⁸⁾ wat ich nit messe kann.
Hör: Däglich dät ich drinke met mingem gode Mann
En Dröppche, nor 'ne Schobbe;¹⁹⁾ jo, wore meer och ärm,

Dat heel alää²⁰⁾ uns Ahle, dat heel der Mage wärm.
Un hätt ens met de Johre mer sich an jet gewennt,
Dann mäht mer ganz derohne²¹⁾ zo flöck sie Testament.
Dröm, leeve Mutter Goddes, hör do ob mich ens hüek,
Lenk do doch ens de Häzze vun gode riche Lück,
Dat och an mich se denke beim Gevve dann un wann,
Domet ich däglich drinke 'ne halbe Schobbe kann.
Dann trick en minge Mage der Fridde widder en,
Dann kann ich widder levve, wie ich gewennt et ben,
Dann kann ich widder singe des Sonndags, en der Meß,
Woför jitz, leidergoddes, der Hals zo drüch meer eß!«

Tant Fränz hatt noh däm Bedde om Werf et Wasser stonn,²²⁾
Se dät sich nett noch sähne un dann ob heim an gonn.
Su kom bei Wind un Wedder de Möhn an jedem Dag
Un hätt en däm Kapelleche ehr heimlich Leid geklag.

Die ahle Kirch hatt domols 'ne lusen²³⁾ Offermann,²⁴⁾
Dä woß sich nett zo driehe, grad wie et kom drob an:
Weil hä zo got em Foder,²⁵⁾ wor hä jet ful em Gonn,
Doch, wor en riche Huhzick, kunnt hä sich dubbel schlonn.
Wor en der Faar 'ne Troorfall un wore Mösche²⁶⁾ do,
Dann dät hä och met kriesche; su ärg gingk im dat noh.
Un widder wor hä löstig, wann vill ens wod gedäuf,
Dann hatt hä ald beizigge de Mauen opgestreuf,
Domet beim Grateleere noh jeder Däuferei
Hä glich för Patt un Jöttge²⁷⁾ och beidse Häng hatt frei.
Im soß der Schelm em Nacke, hä wor för nix zo got,
Hä hatt Tant Fränz belustert,²⁸⁾ hatt mänchmol zogehot
Un dät dröm simeleere:²⁹⁾ Wie fang ich dat doch an,
Dat uns Frau Möhn dat Kühme hee endlich ens git dran?
Sing Kinderstimm hätt glöcklich in ob 'ne Plan gebracht,
Dä hä för anderen Ovends sich su zorächgeläht:
Ich du' mich got versteche – et eß geweß kein Sünd –
Un gev' Tant Fränz ens Antwoot, als spröch et Jesuskind.
Gesah – gedonn; am Ovend stund dä Kujon³⁰⁾ parat
Un hätt, stell wie e Músge, ob die Frau Möhn gewaht.
Un richtig kütt Tant Fränzche un säht ehr Litanei
Vum dude Tünn, vum Dröppche un söns noch allerlei.

Doch als se dann bedörlich³¹⁾ vum halve Schobbe sprochen,
Kom Antwoot: »Saht, e Kännche,³²⁾ mein ich, wör och genog!«
Do gingk der Möhn 'ne Schudder³³⁾ ganz klüchtig³⁴⁾ durch der
Lieb,
Wat nie ehr vör wor kumme: de Zung wor ehr jet stief.
Doch nor en Wiel! Dann reef se fresch durch die is're Britz:
»Kind, bes do stell, ich spreche met dinger Mutter jitz!«
Drob dät se't Par'plü schnappe un och dä Strühkabaß
Un schrömte en 'nem Rüppche fott durch de Koffergaß.

Zoglich sohoch mer sich fusche³⁵⁾ dem Köster sing Gestalt,
 Dä hät dann en der »Zweipann«³⁶⁾ dat Krätzge³⁷⁾ rundverzallt.
 Vum Drinke un vum Laache kom schwer he en der Schoß,³⁸⁾
 Su dat hä and're Morgens et Lügge ganz vergoß.
 Un dat Pastor in düchtig doför beim Ohr gepack,
 Dat kunnt als Luhn hä nemme för singe Schabernack.

De Stammgäb en der »Zweipann« han beieneingelaht³⁹⁾
 Un han Tanz Fränz die Stüver⁴⁰⁾ su noh un noh gebracht.
 Dat ärme, gode Wievche kräg noch ens neue Mot,
 Et hatt wie söns si Dröppche, un dröm wor alles got.

Mööch su et immer blieve em leeve kölsche Land:
 'ne gode Jux en Ehre, un dann en offe Hand! Karl Küpers

1) dunkler, unmodischer Mantel mit Kapuze. 2) gefältelte Frauenhaube (Wrede: »Striffelmötz«). 3) Regenschirm, hier Femininum (»die«), daneben auch Neutrum (»dat«). 4) Spitze (verwandt mit »Pike«). 5) vorne. 6) Endstück; hier: Nasenspitze. 7) stattlich, ansehnlich. 8) wollener Unterrock. 9) zeigen, sehen lassen. 10) brave, etwas langweiliger Mensch. 11) ohne. 12) große Strohtasche, hier noch Maskulinum (»dä«), wie auch bei Hönig und Wrede; dagegen steht unter »Kabaß«, wohl irrtümlich, bei Hönig und daher auch bei Wrede nur Femininum (»die«). 13) jedermann. 14) kränkeln. 15) entschlossen, entschieden. 16) hier: ungesäumt, ohne zu zögern. 17) Eisengitter (fehlt in dieser Form bei Wrede). 18) fehlen. 19) ein Viertelliter; da die »Tant Fränz« und ihr Mann zusammen »'ne Schobbe« getrunken haben, bittet sie konsequenterweise später für sich um »'ne halve Schobbe«. 20) munter, frisch. 21) ohne dies, ohne so etwas. 22) hatte Überschwemmung, hier: hatte Tränen in den Augen (fehlt bei Wrede). 23) schalkhaft, zu Streichen aufgelegt (Wredes Angaben »pffiffig, verschmitzt, auf seinen Vorteil bedacht« sind zu eng). 24) Küster. 25) wohlgenährt, beleibt. 26) scherzhaft: Geld. 27) Pate und (junge) Patin. 28) belauscht. 29) nachdenken, überlegen. 30) hier: Taugenichts (so auch Hönig 1905; Wredes Angaben »gemeiner, niederträchtiger Kerl, Schurke, Schuft« sind zu einseitig). 31) mitleiderregend (fehlt bei Wrede). 32) »e Kännche« war herkömmlicherweise »'ne

Veedelschobbe«, also die Hälfte dessen, um was die »Tant Fränz« gebetet hatte. 33) Schauder (es lief ihr kalt über den Rücken). 34) eigentümlich, seltsam., 35) schleichen. 36) bekannte Hausbrauerei und Wirtschaft Breite Straße 17. 37) Streich, Ulk. 38) in einen Rausch geraten, betrunken werden (fehlt bei Wrede). 39) zusammenlegen. 40) Geldstücke, Geld.

Über Karl Küpers

Karl Küpers ist ein Sonderfall: Von ihm stammt eines der erfolgreichsten kölschen Gedichte, das inzwischen etwa neunzig Jahre überdauert hat, aber sonst ist von ihm kaum etwas erhalten und über ihn kaum etwas bekannt. Was wir wissen, stammt fast ausschließlich aus dem Nachruf, der ihm im »Alt-Köln-Kalender 1914« gewidmet wurde und aus dem ich schon in Heft 50 von »Alt-Köln« zitiert habe. Danach ist er am 17. Februar 1851 in Neuss geboren, hat aber den größten Teil seines Lebens in Köln verbracht. Beruflich war er bei der Eisenbahn, im Fastelovend trat er als »Schuster Schmitz« auf (auch der Mann der »Tant Fränz« übt ja das Schuhmacherhandwerk aus), in der Sonntagsbeilage des »Kölner Stadt-Anzeigers« schrieb er unter dem Pseudonym »Baldrian« Prosa-Plaudereien und Verse. »Tant Fränz« erhielt bei den von Hofrath Johannes Fastenrath initiierten »Kölner Blumenspielen« im Jahre 1905 den Stiftungspreis. Aus gesundheitlichen Gründen mußte Karl Küpers als Eisenbahn-Betriebssekretär vorzeitig in den Ruhestand treten und starb nach langer Krankheit im Alter von nur 62 Jahren am 9. September 1913.

Wilhelm Schneider-Clauß nahm »Tant Fränz«, dieses große Erzählgedicht mit der sympathischen Schlußzeile, 1920 und 1923 in die beiden Auflagen seines »Kölnischen Vortragsbuchs« auf. Auch die andere große kölsche Anthologie, »Kölnisches Glockenspiel« von Joseph Klersch und Ernst Mömkes, enthält es in beiden Auflagen 1954 und 1968, ebenso wie die zeitweilige Parallel-Ausgabe »Krone un Flamme«. Ich kenne von Karl Küpers sonst nur noch »Et Jauchze«, das nach seinem Tod im Jahrgang 1917/18 von »Jung-Köln« veröffentlicht worden ist.

HAH

Fesche

Wie got, wa'mer su en Mutter hät!

Ov ich an däm betreffende Morge me'm linke Bein zoesch ogestande wor oder ov ich an Vörahnunge lett, ich weiß et hüek nit mih, ävver dat weiß ich noch ganz genau, dat ich ärg verdreß-

lich wor, dat meer de Botteramme trotz deck Botter un Kruck nit schmecke däte un dat ich mich am leevste met minge Schwestere gezänk hätt. Un dobei hatte grad die lang Hervsferie angefangen,

de Sonn dat hell un fründlich erav schinge, un dä ganze schöne Dag gehoot meer, ich kunnt maache, wat ich wollt. Un noch jet: En Stommels Gade woren die Äppel un Birre rief, och die decke gäle, die am Baach stundte, do, wo ich allein e Loch en d'r Heck kannt, durch dat mer sich fusche kunnt, ohne geschnapp ze wäde. Ävver dat alles wor meer hüek egal, nor die Gewessheit, dat ovends uns Mutter us Engersch heimkumme sollt, wo se veezahn Dag bei ehrer Schwester gewäs wor, maht mich jet fruh. Op

eimol kom meer dann dä Gedanke, en d'r »Insel« fesche ze gon. Mer muß wesse, dat die Insel ne zemlich große Weiher wor, dä noh beim Krieler Dömche log. He däte mer em Summer schwemme un fesche un em Winter Schlittschohn laufe ov Schöllche fahre. Wat wor die Insel schön! Dat heisch, för uns Puute wor se schön, wer se nit richtig kannt, säht ald ens Krade-pol ov Muttloch doför, ävver wer se su schant, hatt noch nie drenn geläge ov op ehrem blanke Rögge de Bahn huckeparüm-

De Pann

De Böllmanns, se woren ärm Lück, wie mer sät;
Sechs Puute am Desch, dat heisch Sorje.
Aach Müler ze stoppe, wä su en Laß drät,
Däm jraut et off naaks allt vörm Morje.

Do weed mer als Mutter us Nut allt jet lus¹⁾;
Wä kann et bei Jott ehr verdenke?
Mer wengk²⁾ et un driht et un kütt doch nie us,
Wann Stuff och un Häd luuter blänke.

Janz andersch bei Schupps, op dem eeschte Stock,
Do stemmten zick Johre de Kolle.
Die kannte kei Jappe³⁾, die soßen om Bock⁴⁾,
Die scheppten su räch us dem Volle.

Su trok dann och öftersch durch Huusjang un Dör
Der Döff vun nem leckere Brode,
Dat kom en der Woch selvs⁵⁾ su zwei-, dreimol vör,
Un bovven do hatt mer et Rode:

Wat wor et nor hüek widder, Schwein odder Kalv?
Bei Böllmanns do wor mer am schlecke⁶⁾,
Jet fruh un jet wödich, su halver op half –
Et Fritze wollt höösch sich verdröcke.

»Komm, bliev mer schön he!« fohr sing Mamm in do an,
»Jet lihne, dat heisch nit jestolle!
Do weiß et doch selver, dat do bes hüek dran,
De Pann vun dä Schupps mer ze holle!«

»Och, Mamm«, sät et Fritze, »fies Angs ich jo han,
Die Schupps es derhinger uns kumme,
Et jingk uns nor öm dä Reß Fett en der Pann,
Su hoot ich dis Daach sei allt brumme!«

»Bei Jott, et es wohr!« stell de Böllmanns sich daach.
Sei soß allt beim Ädäppelle⁷⁾.

Woröm he de Nut un woandersch der Laach⁸⁾?
Jitz hoot se dä Jung unger schelle.

Brav woren ehr Kinder, dat wor ehr ne Trus,
Lus woren se, doch nit verschlage,
Dröm luuschten se stellches em Trappehuus
Op dat, wat et Fritze dat sage.

»Och, lihnt uns noch eimol Öhr Pann, leev Frau
Schupp«,

Hoot sei in – ehr Hätz wor am poche –
»Dann künnt Ehr doför och bei uns en der Zupp
Paar⁹⁾ fettije Wööscher ens koche!«

Eesch laachten de Schupps, dann de Böllmanns, em
Huus

Planz¹⁰⁾ Laach sich un Hölp fott wie Flamme,
Sechs Steinpött met Fett zalzt de Böllmanns zom
Schluß:

Su heelten ahl Kölsche zesamme!

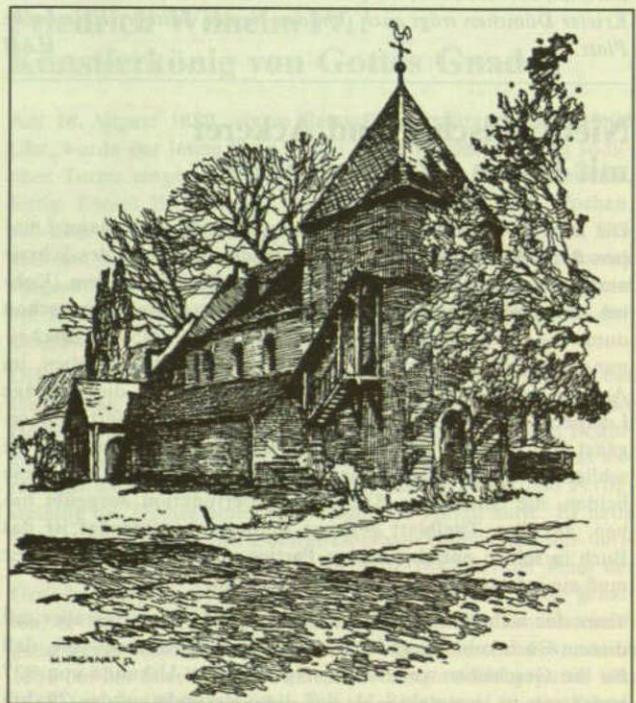
Gustav Wodarczyk

1) einfallsreich, auf lustige Weise klug. 2) wendet (Wrede nennt Formen von »wenge« nur als Zitate von Hönig 1877 und 1905; dabei hat er wohl vergessen, daß er selbst vorher »afwenge« angeführt hat). 3) hier: den Mund vor Hunger aufsperrn, entsprechen der Redensart »de Mul mem Hölzje opstippe«. 4) gemeint: obenauf, wie der Kutscher auf dem Bock. 5) also nicht nur am Sonntag, wie es bei einfachen Leuten üblich war. 6) weil, wie man sagt, das Wasser im Mund zusammenlief. 7) es gab also Pellkartoffeln. 8) das Lachen, wie z. B. »der Zidder« für »das Zitern«, hier auch in der Bedeutung Fröhlichkeit, Wohlergehen. 9) ein paar. 10) pflanzt.

che geschlage. Zogegevv, et wor vill Mutt drenn, un mer dät och ald ens gäge ne ahle Kessel ov Korv stüsse, dä einer erenn-geworfe hatt, ävver dat wood doch alles vun Wasserpest un flut-schigem, grönem Schliem zogedeck. Un grad dä Mutt un die fing Wasserplante woren et schold, dat et en d'r Insel su vill klein un große Fesche gov. Och Wasserflüh woren do un richtige gröne Höppekrade. Doch, uns Insel wor schön! Beim Fesche ging dat su: Wa'mer nor klein Fesch fange wollt, dät mer ne Lappe ov e Hemb an zwei Engde durch et Wasser trecke, un wollt mer große Sägefesch han, brooch mer nor hinger ne Kessel ov Korv ze gon, in flöck huhhevv, un dann dät et mehschtens drenn zabbele.

An däm besagte Dag wollt ich alsu fesche gon. Et kom meer dä Gedanke, dat ich minger Mutter ovends dann e paar fing Fesch schenke künnt. Wie ich an de Insel kom, wore kaum andere Puute do. Ich trok Strümp un Schohn us, krepelte de Botz jet huh un ging en't Wasser. Ich hätt et besser nit gedon; denn su'n richtige Loss wie söns hatt ich nit, un ich hatt kei Glöck. Grad wollt ich ne Korv huhhevv, do merkten ich, dat ich en jet getrodde hatt, un wie ich dä Foß huhhovv, hing unge e Stöck vun ner gröne Beerfläsch dran. Ein Spetz wor mer meddsen durch dä decke Zieh gange, un andere hatten de Soll geretz. Am Ofer satz ich mich hin un sochh meer dä Schade ahn. Et wor ne lange, deefe Schnett em Zieh un e paar kleinere unger'm Foß. Se däten all düchtig blode. Met nem drüge Stengel han ich dä Dreck jet eruusgepidelt, flöck Strümp un Schohn angedon un ben heimgehumpelt. Dä Foß dät meer vies wieh. Noh'm Esse han ich, domet keiner jet merke sollt, minge Pattevuigel kräg, e Knübelche Schmalz en jet Papeer geweckelt un ben op Fendels Wies gange. Do han ich dann dat Schmalz en die Schnett gerevve un dat Papeer drüvver gelaht, weil dä Strump düchtig voll Blot wor. Dä Pattevuigel han ich nit opgeloße; ich künnt jo nit laufe. Ovends sohße mer all öm dä Köchedesch un däten op de Mutter wade. Uns Maria säht: »Geihste nit de Mama avholle?« Dat dät ich söns immer, un et feel tireck op, dat ich hück d'rheim blevv. Ich dät sage, ich hätt Buchping un künnt nit gon. Minge Foß dät meer ärg, ärg wieh. Un dann kom uns Mutter, die der Vatter an d'r Bahn avgeholt hatt. Mer hingen all tireck an ehr, nor ich blevv jet zeröck, weil ich bang wor, et hätt meer einer op dä Foß getrodde. Dat feel inne ald widder op, weil ich söns immer zoesch an d'r Mutter hing, un die meint dann och glich: »Eß deer jet? Wat beste su stell?« Ich dät jet verkeh't laache un säht: »Meer eß nix, ich ben nor möd.« Ich möd, un an su nem Dag? Dat nohm meer keiner av. Mie Mutter lorte mich ens prüfend an un meint: »Jung, do stemmp jet nit! Komm, sag et meer doch.« Do wor ich op eimol su geröhrt, dat ich anfang ze kriesche un säht: »Ich han en Glas getrodde.« Do hätt ehr ens mie Mutter sinn solle. Su, wie se wor – se hatt dä Hot noch om Kopp –

packte se mich, satz mich op ne Stohl un säht: »Dun dä Schohn us.« Wie se dann dä Foß sohch, eß se bal ömgefalle; dä Foß wor knallrut, dreckelig un voll Blot. Do wor alles andere vergesse, et Heimkumme, wat de Mutter för jeder metgebraht hatt un wat söns alles dran hing. Em Rüppe stund e Zinkbüttche met heibem Wasser do, en dat noch ne Jutsch Kabol geschott wood. Wie ich minge Foß drenn dät, hoot ich de Vügelcher fleute, un ich hätt dä Foß och tireck widder erusgetrocke, wenn de Mutter in nit met einer Hand faßgehale un met der andere Hand ganz leich an dä Schnett gepaasch hätt. Wie et Wasser bal kalt un dä Schnett zemlich rein wor, nohm de Mutter e Stöck Linge, strech deck Schweineschmalz drop un bung et öm dä Foß. Ne Dokter hätt et nit finger maache künne. Ich kann et keinem sage, wie leev ich en däm Augebleck mie Mutter ens widder hatt. Dä Vatter sohch zo un dät nor gelägentlich ens me'm Kopp schöddele. Dann meint'e: »Kättche, wat e Glöck, dat do heimkumme bess, ich weiß nit, wat söns gewode wör. Mer sollt däm Bengel bovendrenn noch...« »Nix sollt mer«, säht de Mutter, »jeder kann ens en jet tredde. Mer soll et dann nor glich sage.« Et eß dann noch ne ganz schöne Ovend woode. Minge Foß dät ganit mih su



In der Nähe des Krieler Dömchens lag Heimbachs »Insel«

wieh, de Mutter packte uus, wat se jedem metgebraht hatt, un dann got et besondersch leckere Botteramme. Wie ich em Bett log, kom de Mutter noch ens an mie Bett, röddelte et Plümme jet zorääch un meint: »Schlof jitz, dä Foß du'mer schon widder heile.« Dann ging se höösch erus, ich ävver han noch düchtig gebää, weil der leeve Gott meer su'n besondersch gode Mutter govve hatt. Dä Foß hät mich noch drei Woche gequält, un wie ich widder richtig gon kunnt, woren die schöne Hervsferie grad öm. Wenn ich später widder fesche gange ben, han ich luuter e Paar ahl Schohn angedon. Do kunnt jo nix mih passeere beim Fesche.

Suibert Heimbach

Suibert Heimbach, geboren am 10. November 1894 im Schatten des Krieler Dömchens, hätte in diesem Jahr seinen hundertsten Geburtstag feiern können. Aus diesem Anlaß drucken wir hier eines seiner »Verzällcher« ab, in denen er seine Kinderzeit im alten Krieler lebendig werden läßt, das zu Beginn unseres Jahrhunderts noch ganz ländlich war – ein Dörfchen am Rand der Großstadt Köln. – »Fesche« ist erstmals am 31. Juli 1966 in der »Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln« veröffentlicht worden. Heimbach starb am 27. Mai 1969, kurz nach Frau und Tochter. Der Platz am Krieler Dömchen trägt nach ihm den Namen Suibert-Heimbach-Platz.

HAA

Niehl: Fischer und Ackerer mit festen Dorftraditionen

Die meisten Beiträge dieses Buches stammen von Johann Lemper, der, 1883 in Niehl geboren, nach dem Erlernen des Schreinerhandwerks dort seit 1920 als selbständiger Kaufmann (Kohlen, Kartoffeln, Futtermittel) lebte und als Ortschronist schon durch die Publikation »Niehl im Kriege 1939–1945« in Erscheinung getreten war. Robert Christ und Josef Dollhoff haben, im Auftrag des Niehler Bürger- und Heimatvereins, die Beiträge Lempers, der 1956 verstarb, überarbeitet, aktualisiert und ergänzt, sie zu einer systematischen Übersicht erweitert und sie schließlich druckfertig gemacht. Es ist wohl richtig, daß diese beiden, die damit eine Art Herausgeberfunktion ausgeübt haben, auf dem Titelblatt genannt werden, aber geprägt ist das Buch in seinen entscheidenden Partien von Johann Lemper. Er muß ein interessanter Mensch gewesen sein.

Trotz der mehreren helfenden Hände hat der Leser es aber mit diesem Buch keineswegs leicht. So erfährt er beispielsweise, daß für die Geschichte von Niehl (»Nyhel«) eine Urkunde von 927 bedeutsam ist, erstmals S. 11; daß diese Urkunde auf den 29. Juli 927 datiert ist, erfährt er S. 13 links; und daß sie die Schenkung

einer halben Hufe Land durch Erzbischof Wichfried an das Stift St. Ursula zum Inhalt hat, erfährt er endlich S. 13 rechts. Ich nenne noch ein zweites Beispiel: S. 11 wird erstmals »dr ahle Bergmann« als Führer der Niehler Bürgerwehr von 1848 mit zwei Reimpaaren zitiert; S. 13 kommt er als »Niehler Fischpoet« zum zweiten Mal zu Wort, diesmal in Prosa; S. 17 wird dieser, wohl richtiger, als »Niehler Fischerpoet« bezeichnet, trägt aber nun ohne weitere Erklärung den Namen Hermann Hermanns; S. 72 ist er »der Niehler Fischer und Wortführer Hermann Hermanns«; und S. 89 schließlich heißt es, als sei vorher nie die Rede von ihm gewesen: »der Niehler Demokratie- und Bürgerwehrführer Hermann Hermanns (genannt d'r ahle Bergmann)«.

Johann Lemper weiß die erstaunlichsten Dinge, ausnahmsweise sogar aus der Zeit vor 927, für die er S. 13 links ausdrücklich unser Nicht-Wissen zugibt. S. 13 rechts erfahren wir, daß in den Jahren 886–888 die Normannen in ihrer sinnlosen Zerstörungswut »nicht einmal die Niehler Kirche« verschonten; müßte nicht zunächst nachgewiesen werden, daß es eine solche schon gab? S. 20 erfahren wir von einem Vorfall in der Karwoche 1699 zwischen dem Pächter des Niehler Frohnhofes und seinen Tagelöhnern »d'r Blechs Jusepp« und »d'r Damese Matteis« (»die richtigen Namen sind nicht zu erfahren«!) in vielen Einzelheiten, während gleichzeitig versichert wird, zu Lebzeiten des Gutspächters sei von dieser Geschichte nie etwas ruchbar geworden; die zeitgeschichtlichen Voraussetzungen für ein solches Geschehen werden nachträglich S. 21 dargelegt; was in dem einen Kapitel sachlich mitgeteilt wird, ist in dem anderen erzählerisch ausgemalt. S. 22 erfahren wir, daß (in fränkischer Zeit?) das Domkapitel Scheidsteine mit der Inschrift D. C. setzen ließ, um die Grenzen der »Domkapitularischen Herrlichkeit« Niehl zu markieren; was fehlt, ist die Frage, seit wann sich das Kapitel der Kölner Domkirche St. Peter und St. Maria so in Kurzform als Domkapitel bezeichnete. S. 51 erfahren wir, was der Henker am Galgenberg in Niehl dem Todeskandidaten sagte, ehe er ihm die Schlinge um den Hals legte:

Mr han dich jitz an dr Ling.
Et bess, du bereus ding Süng.
Für dat, wat du andere häss ahngedonn,
Wiesch du en fünf Minute vür unsem Herrgott stonn.

Das klingt wie in einem Laienspiel. Obwohl die Blutgerichtsbarkeit Sache des Landesherrn war, sprach dieser Henker Landkölsch. Stammte er gar aus Niehl? Aber ein Henker gehörte zu den »unehrlichen« Leuten, war verfehmt. S. 57 erfahren wir den (hübschen) mundartlichen Spitznamen »Dudekopsbeinge« für die niederländischen Nonnen, die im Niehler »Siechenhaus« Aussätze pflegten, die aber schon 1598, nach der Vernichtung

von Spital und Kloster durch ein Brandunglück, in die Niederlande zurückkehrten; wir erfahren sogar, daß ihr Kloster »linksum« (ringsum?) mit Ulmen umstanden war; eine Information darüber, wie dieser Orden, dessen Angehörige auf ihrem Skapulier »ein weißgesticktes Kreuz mit einem Totenkopf« trugen, geheißen hat und ob es ihn heute noch gibt, bleibt uns vorbehalten. S. 66 erfahren wir, daß in der im Jahre 1080 überlieferten Bezeichnung »Cinoelnhart« der Teil Ci »Kreuz oder kreuzförmig« bedeutet, weswegen Lemper schon S. 11 die Gleichsetzung dieses »Cinoelnhart« mit dem Niehler Kreuzwald vorgenommen hatte; wo mag man eine solche Bedeutung von Ci nachschlagen können?

Ich frage mich, was wohl geschähe, wenn einer in seiner Jugend, etwa bei der Schul-Entlaßfeier, die Geschichte seines Ortes, von einem heimatbegeisterten Lehrer in mundartlichen Versen verfaßt, in Kapiteln eines historischen Festspiels gesehen und gehört hat und dann als alter Mann guten Gewissens erzählt, was er aus den Geschehnissen und Dialogen dieses Spieles kennt, sei ihm aus der von Generation zu Generation weitergegebenen Tradition seines Ortes in Erinnerung, und angesichts des Fehlens schriftlicher Dokumente müsse diese mündliche Überlieferung benutzt werden.

Vom Verlust schriftlicher Quellen ist hier mehrfach die Rede: »Die uralten Niehler Kirchenbücher sind im 30jährigen Krieg verlorengegangen. Eine Sammlung von alten Niehler Urkunden wurde 1670 dem damaligen Pfarrer Balthasar Kratz gestohlen. Die Revolutionsarmee Napoleons zerstörte die Urkundensammlung des in Niehl lebenden Domherrn Hillesheim. – Später gingen im Pfarramt viele Dokumente beim Einmarsch der Amerikaner im März 1945 verloren« (S. 10, auch Einband-Rückseite).

Wie großartig Johann Lemper erzählen und ausmalen kann, ist in dem Kapitel »5. Juli 1926: Niehl im Weinrausch« besonders gut zu erkennen. Wie präzise die Erinnerung einer Dorfgemeinschaft funktioniert, vor allem wenn es um die Beziehungen von Ortseingesessenen zueinander und um Besitzverhältnisse geht, sieht man vor allem bei den volkstümlichen Straßen- und Flurnamen (im Kapitel »Straßen, Gassen und Wege«), aber auch bei den immer wieder eingestreuten dörflichen Übernamen. Wie glücklich sich das Erzählvermögen des Chronisten und das kollektive Gedächtnis der Dorfgemeinschaft verbinden können, zeigt sich, wo vom Verhalten der Niehler zu ihren wichtigsten Nachbarn in Riehl und Mauenheim, Merheim und Merkenich, Stammheim und Flittard die Rede ist (S. 23–28).

Daß die alten Niehler 1888 nur ungerne nach Köln eingemeindet wurden, ist noch jetzt gut herauszuhören: »Den Nutzen hatten Ortsfremde, während die Niehler die Rechnung zahlen mußten«

(S. 17). Und: »Da durch den Versailler Vertrag alle militärischen Anlagen beseitigt werden mußten, erzielte die Stadt Köln (sc. durch den Verkauf des ehemaligen Exerzierplatzes 1923) riesige Gewinne, während die Niehler durch die Enteignung von 1907 nur Pfennige für den Quadratmeter erhalten hatten« (S. 18).

Die Darstellung enthält viele interessante Details, auch zum Fischfang im Rhein. Einzelnes hätte vor der Drucklegung einer Überprüfung bedurft. S. 25 muß es statt »Polgsteck« sicher »Plogsteck«, S. 46 statt »Eingang von 1740« offenbar »Eisgang von 1740« und S. 105 statt »Staatsschulpraktikum« wohl »Stadt-schulpraktikum« (daneben gab es noch ein »Landschulpraktikum«) heißen. Die S. 83 unaufgelöst und unübersetzt gebliebene Abkürzung j.U.D. dürfte als »juris utriusque doctor – Doktor beider Rechte« zu verstehen sein.

Ein solches Buch wird so bald nicht wieder geschrieben werden.

Robert Christ, Josef Dollhoff, »Niehl. Vom Fischerdorf zum Kölner Industrie-Vorort«. Verlag J. P. Bachem, Köln, 1989, 130 Seiten mit 53 Abbildungen und drei Karten.

Friedrich Wilhelm IV.: Künstlerkönig von Gottes Gnaden

Am 14. August 1880, einem Samstag, vormittags gegen 10.00 Uhr, wurde der letzte Stein in die große Kreuzblume des südlichen Turms eingesetzt: Der Kölner Dom war, zunächst einmal, fertig. Dieses Ereignis war absehbar: Schon seit acht Wochen, seit dem 19. Juni 1880, zeigten zwei große Fahnen auf den Türmen an, daß den Turmgerüsten das endgültig letzte Stockwerk aufgesetzt worden war. Trotzdem wurde die Domvollendung erst am 15. Oktober 1880 offiziell, mit Pauken und Trompeten, begangen.

Dieses Datum war nicht zufällig gewählt worden: Es war der Geburtstag des Königs Friedrich Wilhelm IV. Das preußische Herrscherhaus, die Stadt Köln und, soweit es – unter den Bedingungen des Kulturkampfes – gefragt wurde, das Domkapitel waren sich darin einig, daß dieser König an Weiterbau und Fertigstellung des Domes einen entscheidenden Anteil hatte: Er hatte 1841 die Gründung des Zentral-Dombau-Vereins und der übrigen Dombauvereine genehmigt, er hatte 1842 bei der Feier der Grundsteinlegung zum Weiterbau eine begeisterte Rede gehalten, er hatte 1848 die Sechshundertjahrfeier der Grundsteinlegung durch Konrad von Hochstaden mitgefeiert und war auch 1852 bei der feierlichen Schlußsteinsetzung am Hauptportal und 1855 bei der Einfügung der Dokumentenkapsel in die Kreuzblume an der südlichen Querhausfassade in Köln dabei gewesen;

dazu hatte er für beträchtliche finanzielle Zuschüsse aus dem Staatssäckel und seiner Privatschatulle gesorgt. Kennengelernt hatte er den Dom schon in seiner Jugend, durch Vermittlung von Sulpiz Boisseree, und in seinen zahlreichen Architekturzeichnungen (nach Bußmann beziehen sich etwa 550 davon auf große Sakralbauten, S. 173) macht sich diese Kenntnis immer wieder bemerkbar.

Diesem Friedrich Wilhelm IV. aus dem Hause Hohenzollern hat Walter Bußmann, der ehemalige Karlsruher Historiker, der am 20. April 1993 verstorben ist, sein letztes großes Werk gewidmet, eine umfangreiche Biographie. Und es zeigt sich, daß der Satz, der König sei für die Fertigstellung des Kölner Domes von entscheidender Bedeutung gewesen, in keiner Weise umkehrbar ist: Der Kölner Dom hat im Leben Friedrich Wilhelms IV., wenn die Perspektiven und Proportionen Bußmanns stimmen, allenfalls eine periphere Rolle gespielt. Allerdings verfolgt Bußmann bei seiner Darstellung Fragen völlig anderer Art: wie es mit der Selbständigkeit und Konsequenz der Gedanken stehe, von denen dieser Herrscher sich bei seinen politischen Entscheidungen leiten ließ, und ob es zutrefte (was Bußmann verneint), daß sich schon vergleichsweise früh Spuren jener Nervenerkrankung bemerkbar machen, die ihn später, einige Zeit nach dem ersten Schlaganfall, veranlassen, die Regentschaft seinem Bruder und späteren Nachfolger Wilhelm I. zu übertragen.

Freilich muß man berücksichtigen, daß Bußmann durch seine besonderen Fragerichtungen ohnehin wenig am äußeren Geschehen und mehr an den Reaktionen des Königs und seiner Umgebung interessiert ist. Die Ereignisgeschichte wird bewußt zurückgedrängt. Zuweilen droht die Gestalt des Königs im Kaleidoskop der Meinungen und Einschätzungen derer, die ihn umgeben, zu verschwinden. Das führt hier und da sogar zu Ausfallerscheinungen: Weder der Todestag, der 2. Januar 1861, noch das Datum des Begräbnisses ist aus Bußmanns Buch, so voluminös wie es ist, zu erfahren.

Herausgeber: Heimatverein Alt-Köln e.V. zur Pflege kölnischer Geschichte, Sprache und Eigenart · **Vorsitzender:** Dr. Heribert A. Hilgers, Vor den Siebenburgen 29–31, 50676 Köln · **Verlag:** Heimatverein Alt-Köln e.V. · **Redaktion:** Dr. Heribert A. Hilgers · **Druck und Anzeigenverwaltung:** Greven & Bechtold GmbH, Sigurd-Greven-Straße, 50354 Hürth · **Vertrieb:** Hubert Philippsen, Grunerstraße 7, 51067 Köln · **Konten des Heimatvereins:** Stadtparkasse Köln Nr. 266 2013 (BLZ 370 501 98) · Kreissparkasse Köln Nr. 32 625 (BLZ 370 502 99) · Kölner Bank von 1867 Nr. 1483 6004 (BLZ 371 600 87) · Ein Bezugspreis wird für »Alt-Köln« nicht erhoben; er ist im Mitgliedsbeitrag des Heimatvereins enthalten.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet.

Eines freilich kann man bei Bußmann lernen: Wenn man ihm folgt, wie er schon die Berichte über Denken und Tun des Königs, erst recht aber die Wertungen, zu den Denkpositionen und Interessenlagen der jeweiligen Gewährsleute in Beziehung setzt, dann kann man eigentlich nie mehr die Bezeichnung »Zeitzeugen« so uneingeschränkt positiv verwenden, wie dies derzeit vielfach üblich ist. Zeitzeugen haben Interessen, sachliche und persönliche, von denen ihr Zeugnis geprägt ist. Das ist, in Grenzen, die durch die Begriffe Wahrheit und Lüge bestimmt sind, legitim. Zu verkennen, daß innerhalb dieser Grenzen noch beachtliche Schattierungen möglich sind, ist naiv. Es genügt nicht, dabei gewesen zu sein, um zuverlässig sagen zu können, wie es gewesen ist.

Auch in diesem klugen und stilistisch angenehm geschriebenen Buch, das in einem renommierten Verlag erschienen ist, sind ein paar wunderliche Schönheitsfehler anzumerken: S. 38 muß es wohl »Kanzlerredner« statt »Kanzlerredner« heißen, S. 58 »Vorfahren« statt »Verfahren«, S. 60 »vormodernen« statt »vormodernden«, S. 108 »rechnen« statt »ruhen«, S. 144 »gleichbedeutend« statt »gleichbleibend«, S. 153 »evangelische« statt »englische«, S. 177 »sakrales Monument« statt »sakrales Moment«, S. 182 »Tyrens« statt »Tyros«, S. 242 »Nationalversammlung« statt »Nationalverfassung«, S. 174 »inkorporiert« statt »inkorporiert«, S. 292 »Entsatzarmee« statt »Ersatzarmee« und S. 440 »Königin« statt »König«. – S. 244 ist Friedrich Wilhelm IV. falsch zitiert: Er hat nicht erklärt, »daß kommende Geschlechter mit Tränen wünschen werden, diese Verfassung »aus unserer Geschichte herauszubringen««. Der Bezugstext ist S. 246 nachzulesen: »Das Werk, dem ich heute Meine Bestätigung aufdrücken will (sc. die Verfassung), ist entstanden in einem Jahre, welches die Treue werdender Geschlechter wohl mit Tränen, aber vergebens wünschen wird, aus unserer Geschichte herauszubringen.« Gemeint ist das Jahr 1848.

Am 15. Oktober 1995 steht der Geburtstag Friedrich Wilhelms IV. zum zweihundertsten Mal im Kalender. Wer dann wissen will, wer dieser Mann war, was in den Jahrzehnten seines bewußten Lebens auf der politischen Tagesordnung stand, wie Entscheidungen unter den Bedingungen des Königreichs Preußen fielen, wovon die Mentalität seiner Umgebung bestimmt war – und wer zu geduldiger Lektüre imstande ist, der kann sich Bußmanns Biographie anvertrauen. In seiner Sicht erscheint Friedrich Wilhelm IV. als künstlerisch begabter und interessierter, als frommer und friedensliebender, als familienbezogener und begeisterungsfähiger, als eigentlich eher introvertierter und insgesamt durchaus sympathischer Herrscher. Trotzdem kann man mit guten Gründen sagen, vor der entscheidenden Herausforderung

seiner Zeit habe er versagt: Auch nach 1848 wurde Preußen im wesentlichen vom Adel und vom Militär bestimmt, nicht nur politisch, sondern weithin auch gesellschaftlich. Politisch eine vorsichtige, gesellschaftlich eine erhebliche Änderung herbeizuführen, zusätzliche Kräfte für die Aufgaben des Gemeinwesens zu gewinnen, frühzeitig erste demokratische Strukturen aufzubauen, das hat Friedrich Wilhelm IV. versäumt. So sehen es die Nachgeborenen, die durch Schaden klug geworden – sein könnten.

Walter Bußmann, »Zwischen Preußen und Deutschland. Friedrich Wilhelm IV. Eine Biographie«. Wolf Jobst Siedler Verlag, Berlin, 1990, 480 Seiten mit 75 Abbildungen und einer Stammtafel.

Wenn's uns mal wieder besser geht: Eine Kindheit »auf dünnem Eis«

Die Qualität eines literarischen Textes ist wesentlich bestimmt durch die Atmosphäre, die er zu vermitteln vermag. Diese wiederum ist abhängig von der Sprache und vom konsequenten Einhalten der einmal gewählten Perspektive. In beiden Hinsichten ist »Auf dünnem Eis«, offenbar das literarische Erstlingswerk der Journalistin Helene Rahms, höchlich zu loben.

Es macht Vergnügen, sich dem Erzählfluß dieses Buches anzuvertrauen. Da tauchen, aus der Perspektive des Kindes, also vorerst isoliert, oft nur symbolisch identifizierbar, erste Stücke von Wirklichkeit auf, Straßennamen der Wohngegend, Wilhelmstraße (»in der Eisenbahn- und Postbeamte wohnten, Lehrer, eine Gesangspädagogin und ein Schornsteinfegermeister. Ordentliche Leute, die auf sich hielten...« S. 30), Siebachstraße (»Die Leute in der Siebachstraße waren anders. Frauen in Pantoffeln und Schürzen standen auf dem Trottoir, hatten die Hände in die Hüften gestemmt oder vor der Brust gekreuzt, Milchkannen und Einkaufskörbe vor den Füßen...« S. 33), Kempener Straße (so richtig S. 79, dagegen S. 43 und sonst »Kempnerstraße«), der Ortsname Nippes fällt erst spät und nur beiläufig (S. 153), als Gegenbild die Hohe Straße mit ihren Einkaufsmöglichkeiten (»bei Sauer, im feinsten Geschäft Kölns« S. 8, »Café Eisenmenger« S. 85, »Zuntz sel. Witwe« S. 87). Dann Menschen aus der Nachbarschaft wie Maria, die Tochter des Hausbesitzers, die den Haushalt besorgt für den Vater und »fünf grobianische Brüder«, die Witwe Rademacher, die alles tut für ihren an der Schwindsucht erkrankten Sohn, oder der alte Hubbard, den die Mutter für »en Schwein« hält, von dem der Vater aber meint, er habe einen guten Kern, nicht zu vergessen schließlich die Ver-

wandtschaft, aus jedem Zusammenhalt gerissen und zerrissen in den sozialen und politischen Spannungen der Zeit.

Diese Zeit wird dem Kind nur in Ausschnitten sichtbar und hörbar, durch Worte, Schlagworte, aber ihre Auswirkungen kommen immer näher. Da ist die Mutter, einst Internatsschülerin bei den Ursulinen in der Machabäerstraße, aus »besseren Kreisen«, früh verwaist, der ihr Vormund, der vermögende Oheim, Bürgermeister von Worringen, dem sie dann als Siebzehnjährige den kinderlosen Haushalt führte, erste große Reisen bis nach Palästina ermöglicht hat, woran eine kleine Dornenkrone von Golgotha erinnert; sie lebt von der Vergangenheit und stößt sich wund an der Gegenwart. Und der Vater, dem das erhoffte Ingenieurstudium unmöglich war, der den Eisenbahndienst als unterer Beamter verlassen hat und der nun als Vertreter zunächst für Landmaschinen, dann für Motoröl sein immer bedrohtes Auskommen sucht, die »Kölnische Zeitung« abbestellt und die »Rheinische« abonniert, sich ehrenamtlich als Pfleger bei der Arbeiterwohlfahrt engagiert und die kleine rote Fahne der Sozialdemokraten im Erker aufsteckt. Religiöses ist auf ein Minimum reduziert, Kirchliches wird nur als gesellschaftliche Fassade aufrechterhalten. Weitgehend nur noch Fassade ist schließlich auch die soziale Reputation: Zwar wohnt man immer noch in der Beletage, aber es gibt kein Dienstmädchen und dann auch keine Waschfrau mehr, man muß einen Raum der Vierzimmerwohnung vermieten (S. 28), lernt das Pfandhaus kennen (S. 186), sogar der Gerichtsvollzieher ist gelegentlich zu Gast (S. 97). Man lebt im Zeichen der Hoffnung: »Wenn's uns mal wieder besser geht« (S. 40).

Das alles wird bemerkenswert unaufdringlich erzählt, streng und gekonnt aus der Sicht des Kindes, das in seiner eigenen Welt lebt und nur selten und dann meist nur nachträglich die Zusammenhänge der anderen durchschaut. Die Bilder sind eindrucksvoll, und die Menschen, sympathische und unsympathische, gewinnen Konturen. Stücke von Stadtgeschichte kommen ins Bild, die mißglückte Einweihung des »Adenauer-Weiher«, der über Nacht leergelaufen war (S. 93), der Bau der Mülheimer Brücke (S. 121), der Rosenmontagszug im kalten Februar 1929 bei 18 Grad minus (S. 124), auch Professor Ernst Bertram, »der Jünger des Dichters Stefan George«, als Germanist an der Universität (S. 204). Und Stücke der großen Geschichte: An Helenes Konfirmationstag gewinnt der greise Generalfeldmarschall Hindenburg die Stichwahl um das Amt des Reichspräsidenten gegen Hitler (S. 186), und als am 30. Januar 1933 die inzwischen Fünfzehnjährige mit Stefanie, der Schulfreundin von der Königin-Luise-Schule, auf dem dünnen Eis des Stadtwaldweiher Schlittschuh läuft, kommt Hitler an die Macht (S. 233/234). Es zeigt sich bald, daß damit die Kindheit zu Ende war.

Manchmal ist Helene Rahms sich ihres Gedächtnisses zu sicher: bei »Jan van Werth«, der auf dem Alter Markt »hoch zu Roß saß als Reitergeneral« (S. 167), bei der »Löhrsgasse am Eigelstein« (S. 215), und bei »Schenka« (S. 236), womit Eugen Szenkar gemeint sein muß. »Stollwerk« (S. 21) hätte man auch richtig schreiben können, ebenso wie kölsche Zitate (etwa S. 124 und S. 218) oder ein Wort wie »Blatzjabbek« (S. 167). Das »Hospital St. Vinzenz« (S. 35) wird schließlich sogar zum französischen »St.-Vincent-Hospital« (S. 174). Unter »hölzerne Karren« (S. 39) sind wohl »hölzerne Knarren« zu verstehen.

Von zwei Liedern, die das Kind bei den »Roten Falken« kennenlernt, zitiert Helene Rahms nur spätere Strophen: »Einer Woche Hammerschlag« (S. 143) gehört zu »Wann wir schreiten Seit' an Seit'« und »Du Volk aus der Tiefe« (S. 146) zu »Und wenn wir marschieren«.

Lange nach Kriegsende hat Helene Rahms, die laut Klappentext am 25. September 1918 geboren ist, nach ihrem Abitur und dem Studium der Kunstgeschichte und der Literaturwissenschaft Journalistin wurde und vor allem für die »Welt« und für die »Frankfurter Allgemeine Zeitung« schrieb, das Haus ihrer Kindheit noch einmal besucht:

... die 73 stand über der Haustür, und die Verkleidung im Flur mit ehemals weißen, jetzt schmutzigen Marmorplatten war erkennbar, die schmiedeeiserne Rose auch, die das Ende des Treppengeländers schmückte – gefährliches Hindernis beim Abwärtsrutschen, rittlings, nur mit Schwung zu überwinden. Wenn es nicht glückte, schrammte ich mir die Oberschenkel blutig. – Während der Blick sich zurechtzutasten suchte an den kargen Wegzeichen, die zurückführten in die Kinderjahre, ging unter mir die Korridortür der ersten Etage auf. Drei kleine schwarzäugige Mädchen quollen heraus, in Schwaden von Knoblauchduft gehüllt, und pflanzten sich neben mir auf. »Na, Tante, watt well's do dann he?« Ich erklärte ihnen, daß ich in diesem Hause geboren und aufgewachsen sei und die Gegend wiedersehen wollte. »Und ihr? Ihr seid auch von hier?!« – »E nä, mer kummen uss Italijen!« Sekunden später, die Älteste mit blitzendem Augenaufschlag: »Unn mer blieven och hee!« (S. 53).

Mit einem Satz: Ein Buch, das man verschenken und mit dem man auch sich selbst beschenken kann, ohne sich zu enttäuschen.

HAH

Helene Rahms, »Auf dünnem Eis. Meine Kindheit in den zwanziger Jahren«. Scherz Verlag, Bern, München, Wien, 1992, 239 Seiten.

Suche nach Bodenhaftung? »Luftwurzeln« einer Jugend

Ein Buch voller Spiegel, und in allen zeigt sich die Autorin Helma Cardauns. Meist sieht man auch das Kleid, das sie jeweils trug, seine Farbe und seine Machart. Von Köln kommen eigentlich nur ein paar Straßennamen vor, zudem wird man daran erinnert, daß hier anfangs der dreißiger Jahre der »Westdeutsche Beobachter« heftig gegen die »Kölnische Volkszeitung« agitierte und daß sich in der Ulrepforte ein respektables Restaurant befand.

Ihre journalistische Tätigkeit beginnt Helma Cardauns, ihrer Erzählung nach, am 1. August 1932 im Kölner Görreshaus am Schreibtisch des Chefredakteurs der »Kölnischen Volkszeitung«. Daß sie die Enkelin eines seiner Vorgänger war, hat ihr die Wege geebnet. Sie nennt ihren neuen Chef konsequent »Dr. H.« und beschreibt ihn als »alten Herrn«, als »wohlerhaltenen Mittsechziger«, »mit weißem Schnäuzer und weißem Spitzbart, rosigen Apfelbäckchen, mächtigem Rundschädel, hoher Statur und einiger Leibesfülle« (S. 134), »immer ein bißchen lächelnd mit dem Rosamund im weißen Stoppelschnauzbarthaar« (S. 135), der als ehemaliger Gymnasiallehrer noch immer Fragen wie im Examen stellt (S. 136), in seinen Kondolenzbriefen stets ein persönliches Gebet verspricht (S. 137), beim Lachen »all die kleinen engstehenden Zähne« entblößt (ebd.) und mit seiner »rosa schimmernden Säuglingshaut« (S. 138) keineswegs an den von ihm bewunderten Joseph Görres erinnert. Die achtzehnjährige Volontärin, die ihm nun täglich gegenüber sitzt, nennt er im Goethejahr 1932 bisweilen Suleika (S. 144), freut sich, wenn sie errötet, erzählt ihr, daß sie Eulenaugen habe (S. 135), schenkt ihr seine Carl-Sonnenschein-Biographie (S. 147), nimmt sie zur Tagung der Dantegesellschaft mit nach Weimar (S. 148) und bringt sie »fast alle Tage« bis vor die Tür des Klosters in der Glockengasse, wo sie unter der Obhut der Nonnen ein Zimmer bewohnt (S. 151). Als sie schließlich nach einem Jahr aus der Redaktion ausgeschieden ist, schreibt er ihr »fast täglich« Briefe, besucht sie, zusammen mit seiner Frau, bei ihrer Mutter in Rhöndorf, läßt sich von ihr am Klavier begleiten, wenn er »Freut euch des Lebens« und andere Lieder aus dem Kommersbuch singt (S. 163), sitzt, nachdem er sich inzwischen ins Privatleben zurückgezogen hat (S. 174), neben ihr in den Vorlesungen an der Bonner Universität (S. 171), geriert sich als ihr »Verehrer« (S. 169) und schenkt ihr zum einundzwanzigsten Geburtstag »flammende Gladiolen« (S. 180). Insgesamt ist es wahrlich kein imponierendes Bild, das Helma Cardauns hier zeichnet von dem »verdienten Zentrums-mann« (S. 138) mit der heimlichen Sehnsucht, ein Dichter zu sein (S. 164), der sein Bangen vor seinem vierzigsten Hochzeits-

tag nicht zu verbergen imstande ist und dann über den Zweck der Ehe doziert, die in der gegenseitigen Heiligung der Ehepartner bestehe (S. 180). Ob er an derartiges gedacht hat, als er scherzhaft voraussagte, sie werde nach seinem Tod einmal über ihn schreiben (S. 138)? Es ist schon erschreckend, wie schutzlos man letzten Endes den »Hinterbliebenen« ausgeliefert ist! Und das Verstecken des Namens hinter der Abkürzung ist nur eine Schein-Diskretion. Ich habe viermal die Frage gestellt, wer 1932/33 Chefredakteur der »Kölnischen Volkszeitung« gewesen sei: beim Stadtarchiv, bei der Universitätsbibliothek, bei der Witwe eines ehemaligen Redakteurs der »Kölnischen Volkszeitung« und bei einem Freund, der sich für die Geschichte des Görreshauses interessiert, weil er in diesem Haus am Neumarkt später gearbeitet hat. Viermal lautete die Antwort: Dr. Karl Hoerber. Er hat nun hier den Nachruf gefunden, der ihm, als er gestorben war, verweigert wurde (S. 138). Daß er von den Mitläufern und Handlangern der aufkommenden braunen Macht tätlich angegriffen wurde, als er eben seine Volontärin zum Bus geleitete (S. 153), das erwähnt diese trotz unmittelbarer Augenzeugenschaft nur beiläufig. Kurz danach trägt sie auf ihrem Jackenkleid »das zierliche Mitgliedszeichen der Reichsschrifttumskammer« (S. 182). Irgendwie wirkt das alles ungerecht.

Ein Köln-Buch jedenfalls, so oder so, ist dies nicht. Aber wer in dem vorausgegangenen Buch »Eine Kölner Kindheit« (siehe »Alt-Köln« Heft 92 S. 36) Interesse an dem Leben des Kindes Helma Cardauns in seiner »Schumpffamilie« aus dem Kölner Bürgerstand gewonnen hat, wird nichtsdestotrotz die Fortsetzung dieser Lebensgeschichte aus den Mädchenjahren 1927–1937 lesen wollen.

HAH

Helma Cardauns, »Luftwurzeln. Eine Jugend zwischen Rom und Köln«. Horlemann Verlag, Unkel/Rhein und Bad Honnef, 1993, 230 Seiten.

Wie mer et nimmp!

Dä ein säht: Wie schlemm – ich muß en Rent! Dä ander säht: Wie schön – ich darf en Rent! Do süht mer et widder: Jede Jeck eß anders.

Dis Dag hatt ich nen Disköösch met enem Ahl en mingem Alder. Ich kannt in vun fröher. Dat ein muß mer im loße, hä wor stief-staats, wie us dem Ei jepellt: Ne jraue Anzog met finge wieße Striefe, ne Schlips ömjebunge, met enem »Windsor«-Knöddel. En Aktetäsch, se hatt met de Johre jet jeledde, drog hä en der linke Hand.

»Donnerletsch«, saht ich, »wat hät de Mamm Dich fing parat jemaht! Mähs Do am Engk noch Lappöhrcher?« – »Wat heiß he Lappöhrcher? Ich muß enkaufe: drei Brütcher, e Veedel Pund Jehacks un e paar Öllich, die rude, weiß Do, die sin leckerer wie die jewöhnlije«, meinten hä nit ohne Stolz, wie wick hä et en der Kuns vum Enkaufe jebraht hatt, un trok weltmännisch singe Schlips fazünglich, dobei soß dä su akkerat, wie ich en zoletz op minger Huhzick hinkräje hatt, un dat wor vör üvver dressig Johre.

»Un doför wirfs Do Dich su en Schal un schlepps en Aktetäsch met Deer eröm?« wollt ich wesse.

»Do bes ävver jot! Meins Do, ich dät mich met su nem Lingebüggel wie der Dinge do unger de Lück traue? Do lohrt jo et Jröns vum Zellerei bovven erus. Do kann jeder sinn, wat Do för ene Schluffe bes. Die Aktetäsch han ich em üvvrije e Levve lang met en et Büro jenomme, do hatt ich luuter ming Botterrammsdos dren. Die Aktetäsch jehöt zo mingem Imitsch. Nä, wie en Schloppkrat, su wie Do, dat wör nix för mich.«

Ich looten an meer erav, su unrääch hatt hä jo noch nit ens: E bunt Hemb met kooete Maue, keine Schlips, en linge Botz, ohne Kneff en de Botzebein, ävver en der Hetz ärg bequäm, leichte Schönhcher... Nä, met enem besseren Här kunnt mer mich verhaftig nit verwähbele. Ich fing an, Kumplexe zo kriije. En minger Verläjehheit frogten ich in, ov hä met meer jäjenüvver »Beim letzte Jrosche« e Kölsch drinke wöll, su ne kleine Renteneerer-Fröhschobbe.

Ävver do kom ich schlääch bei im an. »Häs Do se noch all en der Waffel?« meinten hä kott. »Am fröhe Morje allt en de Weetschaff? Wat meins Do, wat mi Jolddüvje meer de Levitte lesen dät, wann ich met ener Fahn noh Hus köm! Uußeräm han ich nor avjezallt Jeld bei mer. Mer höt hückzedags esu vill vun Üvverfäll.«

»Un do häs Do kein Angs öm Ding Aktetäsch? Süch, do ben ich met mingem Lingebüggel besser bedeedent, do verjrief sich kei Minsch dran. Un en mingem schwindsüchtije Pottemanee eß för e Kölsch ov zwei trozdam jenog dren.«

»Nä, nä«, meinten hä unjedöldig, »ich ben allt üvver en halv Stund fott, et Nella wadt secher allt op die Saache. Nix för unjot. Bes demnöhks ens widder!« Un hä kielten de Stroß erav, wie wann der Düvel hinger im dren wör. Dobei sohch hä janit mih wie nen besseren Här us.

Ich, weil ich woß, dat mi Kättche jetz noch met enem Boch em Jade soß, dötzte jenöglich op heim an un dät verjnög minge Lingebüggel schwenke.

Hermann Hertling



"Wat morjens passeet, kütt em Hännesche ovends op et Tapeet."

Unser Herz schlägt kölsch - "och für et Hännesche"

Ein bißchen Ernst ist manchmal schon dabei, wenn echte Kölner augenzwinkernd behaupten: "Wann et ens hatt op hatt köm, dat Schauspill un die Oper künnte mer zomache, ävver et Hännesche möht wigger spille". Denn wo wird Politikern und hochgestellten Bürgern sonst noch so respektlos – aber humorvoll – der Spiegel vorgehalten, wie auf der heißgeliebten Puppen-

bühne? Zum Lachen war den Puppenspielern allerdings nicht immer zumute. Oft genug fiel der Vorhang auf unbestimmte Zeit. Doch irgendwann ging's immer wieder weiter. Und weitergehen soll es auch in Zukunft. Wir unterstützen unser Hänneschen-Theater – nicht nur finanziell.

Hier wird noch wahres Brauchtum gepflegt und bewahrt.



Kreissparkasse Köln

Tradition und Zukunft